

Abonnements-Bedingungen:
Abonnements-Preis pränumerando:
Stückzahl 2,30 Mk. monatl. 1,10 Mk.
wöchentlich 28 Pf. frei ins Haus.

Vorwärts

Zentralorgan der sozialdemokratischen Partei Deutschlands.

Redaktion: SW. 68, Lindenstraße 69.
Fernsprecher: Amt Marienplatz, Nr. 1983.

Montag, den 2. Februar 1914.

Expedition: SW. 68, Lindenstraße 69.
Fernsprecher: Amt Marienplatz, Nr. 1984.

Wir Barbaren.

Gestern früh wurde auf dem Hofe des Gerichts-
gefängnisses in Ratibor die unberechnete Häusers-
tochter Franziska Zimmer aus Rasselwitz, die ihre
Stiefmutter ermordet hatte, und die Bergmanns-
frau Josepha Kubacka aus Czermionka, die ihren
Mann ermordet hatte, hingerichtet.

30. Januar 1914.

Wir sind Barbaren! Denn der ruhige Bürger liebt die
Kunde vom Ratiborer Schlachtfest ohne Erschütterung zum
Morgenshiff und stüpft sich vergnügt die nächste Schrippe
in die Tasse — zwei Köpfe, was weiter! — und die Blätter
des ruhigen Bürgertums bringen die bluttriefende Nachricht
mit mehr Beiläufigkeit als die Meldung von einer Tennis-
partie des Herrn Prinzen, und nichts regt sich und kein
Schrei der Empörung geht durch das Volk. Wie sollte sich
auch diese bürgerliche Klasse, die gehubelt und gebüttelt von
einer übermütigen Soldateska, nicht einmal in eigener Sache
Mut und Kraft zum Widerstand aufbringt, zur Entschieden-
heit aufrufen, wo es um fremde Köpfe geht! Ratibor paßt
ja so gut zu Javern, Mittelalter zu Mittelalter! Es ist die
„Kultur“ ein und desselben Staates, die hier aus dem Pan-
durenkeller zum Himmel schreit, dort aus Blutfloßen zum
Himmel stinkt.

Wo der Henker jetzt in Ratibor grauenhafte Arbeit
verrichtet, hat sich die Barbarei der Todesstrafe in ihrer schauer-
lichsten Form ausgetobt: durch eine Doppelhinrichtung und
durch eine Hinrichtung von Frauen. Welch eine Summe von
Scheußlichkeiten, welche eine Steigerung von Graueln spricht
sich darin aus! Eine Angehörige des von Natur und für alle
Zeiten schwächeren Geschlechts von rohen Häuten zu dem Bloß
gezerrt, niedergehalten und das schwere Veil des Scharf-
richters faßt durch die Luft, trifft den Nacken, das Blut
springt in dickem Strom hervor, und dann schnell Sägemehl
auf die roten Lachen geschüttet und heran mit dem zweiten
weiblichen Opfer und wieder blüht das Nichtheil — und im
Talar und Bässchen steht neben dieser barbarischen Szene ein
wohlgerundeter geistlicher Herr und plarrt Gebete zum Lobe
dessen, den man einen Gott der Nächstenliebe heißt. Wahrlich,
ein Schauspiel, das grotesker wäre in all feiner bluttriefenden
Widerlichkeit, läßt sich schwer denken. Und hinzu kommt die
Rechtsminderheit des Weibes in der bürgerlichen Gesellschaft,
um unser tiefes Grauen vor der Ratiborer Bluttat noch zu
vertiefen. Die ersten Vorkämpferinnen der Frauenrechte
forderten, in den Tagen, da in dem revolutionären Frankreich
von 1793 die Köpfe sprangen wie Hagekörner, Wohlfruchtigkeit
und Wählbarkeit auch des weiblichen Geschlechts mit der Be-
gründung, daß, wer die Frau zwingt, das Schaffot zu be-
steigen, ihr auch die parlamentarische Rednertribüne ein-
räumen müsse. Aber noch heute, mehr als ein Jahrhundert
danach, schießt man die Frauen auf das Blutgerüst und hält
sie vom Parlament fern.

Doch Weib oder Mann — in jedem Fall ist die Todes-
strafe ein mittelalterlicher Grauel. In den allgemeinen Rechts-
anschauungen fußt sie so lange, als ein Mensch dem andern
mit dem Weibe zu eigen — leibigen sein konnte. So lange
der Vater als höchste Autorität in der Familie seine Kinder
unmenschlich züchtigen durfte, so lange der Krautjunker als
höchste Autorität eines Gutsbezirks auf seinen Untertanen
Stöße und Peitschen kurz und klein schlug, so lange der König
als höchste Autorität eines Landes die Bürger höchstgeigen-
händig auf der Strafe mit dem Strickstoß prügelte, so lange
endlich der Glaube ging, daß der Herrgott, die höchste Autorität
im Weltensystem, die Frevler gegen seine Strafgesetze am
Leibe, mit Gebrechen oder Vlißschlag, strafte, so lange konnte
auch die Autorität des Staates nach Herzenslust prügeln.
Glieder abhacken, hängen, köpfen, erlösen und rädern.

Wie der Zweikampf ist auch die Todesstrafe ein wesent-
liches Attribut des Feudalismus, und unsere Junker wissen
nur zu gut, warum sie sich mit verbissener Zähigkeit gegen
alle Versuche stemmen, das Nichtheil dorthin zu verbannen,
wohin es gehört, in die Scharredensammer. Umgekehrt war
es die bürgerliche Klasse, die zuerst gegen die Todesstrafe
Sturm lief. Einer ihrer beredtesten Gegner war — es klingt
etwas seltsam! — zu Beginn der französischen Revolution
Marimilian Robespierre.

Und auch als es 1848 in Deutschland Frühling zu wer-
den schien, gedachten die Vorkämpfer dieser bürgerlichen Re-
volution wie mit anderem feudalen Schutt so auch mit der
Todesstrafe aufzuräumen. In der preussischen Nationalver-
sammlung des Revolutionsjahres wurde ein von den Ab-
geordneten Curie, Lemaire und Ulrich eingebrachter
Antrag auf Abschaffung der Todesstrafe beraten. Rothbar

Du cher, damals dem linken Zentrum des Parlaments an-
gehörig und immerhin einer der feinsten Köpfe der Ver-
sammlung, brandmarkte die „feierliche Tötung eines Men-
schen“ als einen „Mord mit Floskeln“ und als „eine unsitt-
liche, barbarische Einrichtung“ und fuhr fort:

Man hat sie heute deshalb für sittlich erklärt, weil sie auf
der Notwehr beruht; ich vermissen aber den Beweis, daß der
Staat zur Abwehr eines ungesegneten Schredens der Todesstrafe
notwendig bedarf, daß er ohne sie nicht bestehen kann. Ich fasse
die Frage so auf, ob von der vollständigen Aufhebung dieser
Strafe überwiegende nachteilige Folgen zu fürchten sind und
verneine sie. . . . Ebenso hat ein anderer Grund nur den
Schein für sich: das Gesetz würde nicht mehr wirken, die Straf-
androhung würde vor Begehung der schwersten, gefährlichsten
Verbrechen nicht mehr abschrecken, wenn wir die Todesstrafe
aus unseren Gesetzbüchern auslöschen. Der Grundfah, der in
diesem Einwurfe versteckt liegt, ist ein ganz verwerflicher. Wenn
es nur darauf ankäme, um jeden Preis durch die härtesten
Strafen die Begehung von Verbrechen womöglich ganz zu ver-
hüten, so hätten wir nichts Besseres zu tun, als zu den Gesetzen
Drakons zurückzukehren, das geringfügige Vergehen, den un-
bedeutendsten Diebstahl mit dem höchsten Strafmaß, d. h. mit
dem Tode zu bedrohen. Denn trotz des vieljährigen Zuchthauses,
welches den rückfälligen Dieb erwartet, wird noch täglich ge-
stohlen. Ich behaupte aber auch, daß die Folge nicht eintreten
wird, daß die Furcht vor dem Gesetze nicht geringer sein wird,
wenn auch die Todesstrafe abgeschafft ist. . . . Jetzt haben wir aber ein
viel furchtbarereres Ersatzmittel. Gehen Sie hinaus in das Zellen-
gefängnis, sehen Sie sich in eine dieser trostlosen Zellen, spannen
Sie Ihre Phantasie an, zu empfinden, was es heißt, eine Woche,
ein Jahr, ein Leben lang eingeschlossen zu sein in ein solches
Grab, ohne ein menschliches Antlitz zu sehen, nicht von der
lebendigen Natur, nicht ein grünes Blatt, wie es doch der Mensch
in einem Scharben zieht am Fenster. . . . Wenn Sie dann diese
Strafe noch nicht für hart genug halten, nun wohl, dann be-
halten Sie die Todesstrafe bei! Bedenken Sie aber auch das
noch: es ist schon viel verrückt von dem Feuergeist der Re-
volution, beharren wir, was wir noch davon erhaschen können!
Seien Sie eingedenk des 4. August 1789! Lassen wir den
heutigen Tag vorübergehen, ohne der Humanität den längst
schuldigen Tribut vollständig, ohne irgendeine Einschränkung
dazubringen, so möche lange Zeit verstreichen, ehe wieder ein
günstiger Tag erscheint! Bedenken Sie, daß heute gegen den
Antrag für irgendeine Ausnahme stimmen wahrscheinlich ebenso-
viel heißt, als eine Reihe von Todesurteilen unterschreiben!
Und nun wählen Sie!

Die Versammlung beschloß denn auch mit 294 gegen
37 Stimmen, die Todesstrafe für abgeschafft zu erklären, aber
ein eifriger Staatsanwalt erfaßte den Sinn des Urpreuzen-
tums im gleichen Sommer erheblich besser, als er gegen einen
Studenten, der am Berliner Zeughaussturm teilgenommen,
wegen Hochverrats die Todesstrafe mit dem Rode von unten
auf beantragte, und 1849 gaben die Standrechtsteile der
preussischen Soldateska in Baden die Antwort auf den
papiernen Beschluß des ohnmächtigen Parlaments. Auch der
Reichstag des neuen Deutschen Reichs erklärte sich 1871 gegen
die Todesstrafe, aber Bismarcks kulturellen Anschauungen
widerstrebte ein Staatsweisen ohne Henkerbeil so sehr, daß
er mit dem Scheitern des ganzen Einigungswerkes drohte, und
gehörig schleppend seine Wamulufen das Nichtheil in des
neuen Reiches Herrlichkeit hinein.

Aber wenn der bürgerlichen Masse von heute längst der
Atem ausgegangen ist, um gegen die Barbareien, wie sie sich
in Ratibor ereignet, mit Entschiedenheit aufzutreten, so wird
die Arbeiterklasse immer stürmischer den Fuß erheben: Tod
der Todesstrafe! Zum Henker mit dem Henker!

Reuters Dank —
Jagows Undank.

Oberst Reuter, der Javerner Militärgewaltige, der auf eigene
Faust den Kriegszustand über ein friedliches Städtchen verhängte,
ist mit der Berliner Schuymannschaft äußerst zufrieden. Hat doch
die Berliner Schuymannschaft gleich den Polizeiorganen anderer
Städte dem konstitutierten Obersten eine Ovation bereitet.
Nachdem der Berliner Polizeipräsident durch seine famose Erklärung
dem Kriegsgericht Direktiven gegeben hatte, wie es dem angeklagten
Obersten aus der Patsche helfen könne, konnten ja auch die Herren
v. Jagow unterstellten Polizeiorgane gar nicht anders, als die von
strebenden Elementen angeregte Kundgebung für den Oberst Reuter
mitzumachen.

Und wie Herr v. Jagow von dem Vorsitzenden des Straßburger
Kriegsgerichts sofort ein Extra-Siegetelegramm empfing, so haben
dann auch die ihm unterstellten Polizeiorgane den besonderen
Dank des tatendürigen Obersten erhalten.

In vervielfältigten Formulare ist jedem einzelnen Berliner
Polizeirevier Reuters Dank übermitteln worden. Das Schriftstück
sah so aus:

v. Reuter,
Oberst und Regimentskommandeur.
Übungsplatz Oberhofen,
Januar 1914.
An
die Herren Beamten des . . . Polizeireviere
Berlin.

Ihre teilnehmende Kundgebung hat mir außerordentlich wohl-
getan. Ich danke Ihnen von ganzem Herzen und bitte, meinen
Dank auch an die Beteiligten weitergeben zu wollen.

In Anbetracht der zahlreichen Glückwünsche ist es mir nur
möglich, auf diesem Wege meinen Dank zum Ausdruck zu bringen.
v. Reuter.

So haben also die Berliner Schuyleute den Dank des
Obersten v. Reuter dahin. Da ist es nur um so erstaunlicher, daß
sie zu gleicher Zeit den bitteren Undank ihres Vor-
gesetzten, des Reichsrichters Dr. jur. v. Jagow aus-
speakten mußten. Hat doch Herr v. Jagow nicht nur den neuge-
gründeten Verein der Berliner Schuyleute rücksichts-
los unterdrückt, sondern auch verschiedene der beteiligten
Polizeibeamten gemahregelt. So ist nicht nur der 1. Vor-
sitzende des Vereins nach Javern strafverurteilt worden, sondern auch
der 2. Vorsitzende, Hoenow, hat bereits die Mitteilung erhalten,
daß er schon zum 1. Februar zwangsweise nach Königsberg i. Pr.
verlegt werde.

Jagows unmachtliches Einschreiten gegen seine Untergebenen
ist um so unbegreiflicher, als er doch selbst wiederholt — sogar nach dem
Wobaber Urteil! — den Berliner Schuyleuten ein begeistertes Lob-
lied gesungen hatte. Und diesen Hagen, loyalen Beamten, die
sowenig noch für das Säbelregiment in Javern eine Kundgebung
veranstalteten, will Herr v. Jagow nicht einmal das Recht ein-
räumen, sich zu einer harmlosen Vereinigung zusammenzuschließen!
Ja, er mahregelt sogar diejenigen Beamten, die das Ver-
trauen ihrer Kollegen in den Vorstand des Vereins besaßen!

Wenn die Verteidiger des Militär- und Polizeiterrorismus schon
so schneidig gegen hyperlokale Polizeibeamte vorgehen, so können
die Beamten ermesen, was man in Wirklichkeit von ihnen hält.
Man betrachtet sie als gut genug, um die Jüviskanalle mit dem
Säbel zu traktieren, aber wenn diese Hüter der „Ordnung“, die
Jagow und Reuter meinen, zur Vertretung ihrer Berufsinteressen
und zur Pflege der Geselligkeit einen Verein gründen, dann wirft
sie ihr schneidiger Vorgesetzter selbst zu den Feinden der Ordnung!

Ob nun nicht jetzt doch manchem der Schuyleute ein Seiten-
sticker aufsteht? Ob sie sich nicht künftig für so zweifelhaften Dank
gründlich bedanken?!

Von der Ehre.

Seit die Javern-Affäre ihren Anfang genommen hat,
füllt die „Kreuzzeitung“ einen großen Teil ihrer Spalten mit
Zuschriften aus ihrem Leserkreise. Bei der Aufnahme ist sie
nicht sehr wählerisch. Gefällt ihr der Einsender, so fragt
sie wenig nach dem Inhalt. Sagt ihr der Inhalt zu, so
kümmert sie sich nicht um den Einsender. Auf diese Weise
kommen alle Teile auf ihre Kosten. Die guten Bräuen von
dem berühmten Jagow herab bis zu dem ganz obfluren
Vindenberg genießen die Freude, sich gedruckt zu sehen, die
„Neue Preussische (Kreuz) Zeitung“, G. m. b. H., modt will-
kommene Erbdarnisse an Honorar, und wir gewinnen einen
schönen Einblick in die Seele echt konservativer Männer.

Wenn es nicht gar so unbelagerten wäre, möchten wir der
„Kreuzzeitung“ eine Bitte vortragen. Sie sollte nach dem
Beispiel des Münchener „Simplicissimus“ die an sie gerichteten
Anschreiben in einem handlichen Bändchen zusammen-
fassen, das — der „Simplicissimus“ wird sie nicht des
Blagiats beschuldigen — den Titel „Liebe Kreuzzeitung“
tragen könnte. Eine solche Prosa würde die Sammlungen
des Münchener Wblattes nach der Seite des unfeindlichen
Humors sehr wirksam ergänzen und außerdem befähigen diese
Dokumente zur Zeitgeschichte auch noch einen großen poli-
tischen Wert.

Wir dächten uns die Sache so, daß die Miße — Ver-
zeihung die Abhandlungen — in bestimmte Kategorien ein-
geteilt würden: Kirche und Religion, Monarchie, Landwirtschaft,
Rechtspflege, Militär usw. usw. An die Spitze der
Abhandlungen über die Rechtspflege käme selbstverständlich das
Gutachten des Berliner Polizeipräsidenten, und die Kubrik
Militärisches würde unserer unmaßgeblichen Meinung nach
am besten eingeleitet werden durch die tiefgründige Unter-
suchung, die der Konteradmiral A. D. N. Hoffmann vor einigen
Tagen über die Soldatenehre und ihren Schutz angestellt hat.

Das ist nämlich ein wahres Kabinetsstück, um das es
jammer schade wäre, wenn es in den Regalen verstaubte, auf
denen die Vierteljahrsbände der „Kreuzzeitung“ aufgestapelt
werden. Es verdient einen besseren Platz an der Öffentlichkeit
als den, der ihm durch seine einmalige Ausstellung in
einer Abendausgabe des konservativen Organs gewährt wer-
den konnte, denn es gibt dem Laien endlich einmal einen Be-
griff von dem, was die Soldatenehre in Wirklichkeit ist.

Man merkt es der Arbeit an, daß sie den Konteradmiral,
der wahrscheinlich im Erzählen von Seegeschichten erfahrener
ist, als in den Definitionen von Begriffen, viel schweiz ge-
kostet hat, aber dafür ist dann auch etwas so Schönes heraus-
gekommen.

Die Kriegsartikel verlangen vom Soldaten ehrenhafte
Führung in und außer Dienst, und Herr Hoffmann setzt uns



nun auseinander, daß dieser Ehrerwerb nun auch ein besonderes Recht gegenüber steht, nämlich der Anspruch auf Ehre, der dem Soldaten allerorts zuerkannt werden müsse. Dann fährt er fort:

Unter Ehre versteht man allgemein die Anerkennung persönlicher Werte durch andere, und unterscheidet je nachdem, ob diese Anerkennung dem einzelnen als Mensch und Staatsbürger gezollt oder ob sie ihm als Mitglied einer bestimmten Sondergemeinschaft, z. B. Standesgemeinschaft oder Vereinsgemeinschaft zuerkannt wird, die allgemeine Bürgerrechte und die Standes- oder Vereinsrechte. Es ist klar, daß den Angehörigen von Heer und Marine beide Ehren zustehen, sowohl die allgemeine Bürgerrechte als die des Soldatenstandes, daß mithin ehrenhafte Führung dem Soldaten Anspruch auf Anerkennung als guter Bürger als wie als ehrenhafter Soldat verleiht.

Dieser Gedanke wird dann noch weiter ausgeführt, und der Verfasser kommt zu dem Schluß, daß die Doppellehre des Soldatenstandes auch doppelten Schutz verlange, und daß der gegenwärtige Schutz in keiner Weise genüge.

Da ist es also endlich einmal klar herausgearbeitet: Der Soldat besitzt zwei Ehren und hat demzufolge berechtigten Anspruch auf eine besonders zarte Behandlung. Wenn also jemand beispielsweise einen Rekruten einen „Wackes“ nennt, oder wenn er ihn gar hinter die Ohren schlägt oder in das Gesicht tritt, so muß dieser Uebelthäter viel strenger bestraft werden, als wenn er sich gegen einen Menschen verginge, der kümmerlich genug ist, nur eine einzige Ehre sein eigen zu nennen.

Aber nein, das ist Laienauffassung. So meint der Konteradmiral es natürlich nicht. Von solchen Beispielen erwähnt er gar nichts; er exemplifiziert vielmehr nur auf Ehrenkränkungen, die durch die Zivilisten in der Presse und auf andere Weise dem Militärstande angetan werden. Dabei denkt er wohl in erster Linie an die Behauptungen, die die Zeitungen neuerdings wieder über Saberner Offiziere verbreitet haben: daß der Leutnant Schrad in eine unangenehme Ohrfeigengeschichte verwickelt gewesen sei, daß der Leutnant Forstner ein vierzehnjähriges Mädchen verführt habe usw. Der Admiral muß sich in diesem Punkte nur noch etwas präzisieren ausdrücken, damit der ungebildete Zivilist begreift, daß er den Offizierstand meint, wenn er vom Soldatenstand spricht. Es wäre ja auch einfach verständlich, wenn er dem gemeinen Soldaten das Doppelte der Ehre zuerkennt, die ein Baron besitzt, der zufällig nicht Reserveoffizier ist, oder ein Korpsstudent, der noch nicht gedient hat.

Aber auch in anderer Beziehung ist es dem Mitarbeiter der „Kreuzzeitung“ trotz seiner anerkanntwertigen Bemühungen nicht gelungen, seinem Thema ganz gerecht zu werden.

Zunächst ist es notwendig, die Soldatenehre doch noch in Unterabteilungen einzuteilen. Die Ehre des Soldaten vom Leutnant aufwärts ist natürlich eine andere als die Ehre des Soldaten vom Feldwebel abwärts. Das ergibt sich schon daraus, daß die Offizierschule weder von einem Angehörigen der Armee und der Marine noch von einem Zivilisten verlehrt werden darf, während die Ehre des Musketiers und des Unteroffiziers nur von Trägern des bürgerlichen Rodes lädiert werden kann und gegenüber Angriffen von Seiten des Vorgesetzten unempfindlich ist.

Muß es so im Soldatenstande zum mindesten zwei verschiedene Arten von Ehre geben, so ist es auch höchstwahrscheinlich nicht möglich, alle Nichtsoldaten über einen Ehrenkamm zu schieben. Der Admiral hat sich die Sache da doch ein wenig zu leicht gemacht. Ist denn die Ehre des Arbeiters gleichwertig mit der Ehre des Arbeitgebers oder irgendeines akademisch Gebildeten? Mehr als das. Die Frage brängt sich auf: Besitzt der Arbeiter in Deutschland überhaupt eine Ehre?

Nehmen wir einmal an, ein Arbeiter begründe irgendeine Forderung dem Unternehmer gegenüber mit der Rücksicht auf seine Ehre. Der wird ihn auslachen und hinauswerfen. Nehmen wir an, einem organisierten Arbeiter komme es bei, vor Gericht zu erklären, daß es mit seiner Ehre nicht vereinbar sei, einem Streikbrecher anders als mit Verachtung zu begegnen. Die Richter werden diesen anmahenden Menschen mit einer besonders schweren Strafe belegen. Gemeinhin hat der Proletarier also nicht den Anspruch auf eine Anerkennung seiner Ehre. Solcher Anspruch wird ihm erst in dem Falle, daß er sich entschließt, Arbeitswilliger zu werden. Dann hat er plötzlich sehr viel Ehre, beinahe so viel

wie ein Offizier. Sie wird durch die Gehebe und durch die Polizei ganz besonders geschützt, denn sie ist ganz besonders empfindlich. Und als Arbeitswilliger hat der Arbeiter auch das Recht, wenn das mit den Geheben und der Polizei zu lange dauern würde, die Verteidigung seiner Ehegattin selbst in die Hand zu nehmen. Vergießt der Streikbrecher dabei Blut, so hat er in Notwehr gehandelt oder doch im Stande der sogenannten Butationnotwehr. Beinahe wie der Offizier.

Im übrigen besitzen Ehre nur solche Zivilpersonen, die ein Einkommen über 6000 M. jährlich haben oder nach Rang, Stand und Herkunft in der Lage sind, unter Umständen die Kompanierung ihrer Ehre mit Hilfe eines langen Messers oder eines Schießens in Vergessenheit zu bringen.

Wir geben uns der angenehmen Hoffnung hin, daß diese Bemerkungen den Konteradmiral Hoffmann veranlassen werden, seine Ausführungen in der „Kreuzzeitung“ zu ergänzen. Wir wissen ja, daß wir ihm nichts Neues sagen. Zwischen den Zeilen ist alles zu lesen, was wir hier dargelegt haben. Aber es gibt ja immer Minderbegabte, und kommt der Herr Admiral unseren bescheidenen Wünschen nach, so wird seine Abhandlung eine wahrhafte Fierde jener Sammlung sein, zu der wir uns gestattet, der Redaktion der „Kreuzzeitung“ eine Anregung zu geben. R. B.-d.

## Politische Uebersicht.

### Die neuen Herren von Elsch-Lothringen.

Nachdem am Sonnabend noch in später Stunde der Reichstanzler dem Kaiser Vortrag über die Lage in Elsch-Lothringen gehalten hatte, meldete, wie wir noch in der Sonntagsnummer mitzuteilen vermochten, das offiziöse Wolffsche Telegraphenbureau um Mitternacht, daß der Kaiser das Entlassungsgesuch des Statthalters von Elsch-Lothringen, Graf v. Wedel, sowie des Staatssekretärs Freiherrn Jörn von Bülach und der Unterstaatssekretäre Petri und Wandel genehmigt hat. Während aber Graf v. Wedel auf Wunsch des Kaisers noch einige Monate auf seinem Posten bleibt, sollen Jörn von Bülach und Wandel alsbald durch den Oberpräsidenten Graf v. Roeder in Potsdam und den Geh. Oberregierungsrat Freiherrn v. Stein ersetzt werden.

Beide Neuernannte haben, soviel bekannt geworden ist, sich bisher nie eingehender mit den reichsständischen Verhältnissen beschäftigt; aber sie sind als gute Vertreter des adligen „Preußengeistes“ bekannt, und Graf v. Roeder ist außerdem auch noch durch die praktische Schule des österrischen Landbauwesens gegangen — das genügt in ausreichendem Maße zum Beweis ihrer Qualifikation für die neue Stellung; ist es doch der bringende Wunsch der Elschpreußen, daß in den Reichsständen Beamte die Zügel führen, die sich durch seine Mächtigkeiten auf die Eigentümlichkeiten des Landes beeinflussen lassen, sondern die Eigenheiten der österrischen Regierungsweise voll zur Geltung bringen.

Graf v. Roeder, der neue Staatssekretär, steht im 44. Lebensjahre. Er wurde in Warburg am 27. Juli 1870 geboren, widmete sich juristischen Studien und wurde im Dezember 1893 als Referendar beim Oberlandesgericht in Frankfurt a. M. verpflichtet. 1896 ging er zur allgemeinen Staatsverwaltung über, war zuerst in Düsseldorf als Regierungsreferendar tätig und seit Anfang 1899 dort als Regierungsdirektor. Nachdem er beim Landratsamt des Kreises Oberbarnim und beim Oberpräsidium in Posen verschiedenlich beschäftigt worden war, erhielt er 1903 eine Berufung in das Finanzministerium als Hilfsarbeiter. Hier blieb er nur zwei Jahre, um als Nachfolger des Herrn v. Treseck Landrat des Kreises Niederbarnim zu werden. Anfang 1911 wurde er in die Regierung von Potsdam als Oberpräsidentat berufen. Er vertrat sehr oft den unlängst dahingegangenen Oberpräsidenten v. Conrad im Preussischen Landtag.

Freiherr v. Stein, der zum Unterstaatssekretär ernannt wurde, stammt aus dem fränkischen Geschlecht der Stein zu Nord- und Offheim. Er ist am 28. Februar 1867 geboren, steht also im 47. Lebensjahre. Er war ursprünglich im bayerischen Staatsdienst tätig, zuletzt als Bezirksamtsassessor bei der Regierung von Unterfranken in Würzburg. 1903 trat er als Hilfsarbeiter beim Reichsamt des Innern ein und erhielt im Mai 1905 die Ernennung zum kaiserlichen Geheimen Regierungsrat und vortragenden Rat im Reichsamt des Innern. 1910 wurde er zum Geheimen Oberregierungsrat befördert.

### Graf Oppersdorff und die Sachemiten.

Wer geglaubt hat, der Herausgeber der sogenannten „integral-katholischen“ Wochenchrift „Klarheit und Wahrheit“ würde dem Ansturm der kirchlichen Blätter sachemitischer Richtung weichen und den Sabastianitäten des Augustinusvereins das Feld überlassen, wird sich durch die soeben erschienene Nr. 5 von „Klarheit und Wahrheit“ sehr enttäuscht fühlen. Die neue Nummer ist eine richtige Kampfunnummer, in der Graf Oppersdorff nicht nur mit den Leitern der „Köln. Volksztg.“ und dem Bernegrosch Stegerwald ins Gericht geht, sondern auch den „hochwürdigsten“ Herrn Bischof Dr. Schulte von Baderborn von oben herab abfertigt. Wie scharf sich die Gegenüber im kirchlichen Lager bereits zugespitzt haben, zeigt folgende Oppersdorffsche Erklärung:

Soweit meine Person dabei in Frage kommt, mag die Sache auf sich beruhen. Die Zeiten sind vorbei, wo ich der linken-legenden Gesellschaft, die ihre „allgemein christlich“ geschilderten Spalten durch persönliche Angriffe gegen mich interessant zu machen versuchte, nachsonderte, daß die Produkte ihres Hasses mir bis an die Knöchel reichen. „Ich wußte“, kann ich mit Lagarde wiederholen, „als ich mich mit meiner Politik hergab, von vornherein, daß ihr auch lebhaftige Abneigung entgegenzutreten werde: daß ab und zu diese Abneigung dahin geführt hat, mit Schmutz zu werfen, was nicht unermesslich, da ich stets begriffen habe, daß jedem zu der Waffe zu greifen verhalten sein müsse, welche ihm am nächsten liegt.“ Nur ein Punkt, ein solcher, sei hier herausgegriffen. Die „Kölnische Volkszeitung“ (in ihrer Nr. 79 vom 27. Januar) hat erneut die Freiheit, von dem uns von höher geistlicher Stelle zugegangenen und in Nr. 2 von „Klarheit und Wahrheit“ veröffentlichten Artikel als von einem „unerhörten Angriff“ zu fesseln, der gegen den Herrn Erzbischof von Köln erfolgt sein soll. Demgegenüber stellen wir einfach fest: Der Artikel in Nr. 2 von „Klarheit und Wahrheit“ enthält nicht ein einziges unsachliches Wort und beschränkt sich in strengster Form auf die Feststellung objektiver gegebener Tatsachen. Wer das Gegenteil behauptet, lügt; lügt demüht, zu bestimmten tatsächlichen Zwecken, also schamlos. (Ja) bedauere, aber man muß den Herren mit den Mägen dienen, die sie selber prägen.)

Wichtiger und für die Beurteilung der „Kölnischen Volkszeitung“ wertvoller sind folgende Sätze aus ihrem Artikel „über die Haltung vor der kirchlichen Autorität“:

Die Annahme in der Erklärung des Grafen Oppersdorff, die Geistlichen der Erzdiözese Köln, welche sich nach der Weisung vom 18. Dezember richteten, kommen mit der päpstlichen Enghelika und somit mit ihrem Gewissen in Konflikt, kann gar nicht entschieden genug zurückgewiesen werden. Ueber diese Frage hat für die Erzdiözese Köln nicht der Herausgeber von „Klarheit und Wahrheit“, hat auch nicht der Fürstbischof von Breslau zu entscheiden, sondern der Erzbischof von Köln.

Falsch. Die Entscheidung steht, — wie ja auch Herr Kardinal Kopp in seinem Schreiben vom 21. Januar ausführt — lediglich beim Papst. Die von der „Kölnischen Volkszeitung“ hier grundsätzlich vertretene Behauptung bedeutet eine glatte Häresie (und es wäre interessant, wenn der Verfasser derselben, in Anerkennung der Ausführungen des „Volkszeitung“-Redakteurs Haber, sich offen bekennen wollte).

### Innere gemütsvoll.

Wie bekannt, hat Herr Dr. jur. v. Jagow, Berlins geistvoller Polizeipräsident, wegen seines kühnen juristischen Zeitungsartikels über das Saberner Strafverfahren gegen die Offiziere v. Reuter und v. Forstner vom Minister v. Dallwitz einen Verweis erhalten — freilich, wie es sich in Anbetracht der enormen Verdienste des Herrn v. Jagow um die christliche Kultur von selbst versteht, nur einen ganz gelinden Verweis — gewissermaßen so eine Art Käse in homöopathischer Verdünnung. Nach Aussage der „Tägl. Rundschau“ scheint es bei dieser Rückerweisung sogar mehr als gemütsvoll hergegangen zu sein, denn dieses Blatt berichtet höchst befriedigt:

„Entgegen anderen Meinungen ist man an Herrn v. Jagow niemals mit dem Erläutern herangekommen, eine Rechtfertigungsschrift für sein Vorgehen dem Staatsministerium vorzulegen. Die Austragung der Angelegenheit erfolgte vielmehr in einer mündlichen Aussprache zwischen dem Minister v. Dallwitz und dem Polizeipräsidenten, der ein Meinungsabtausch zwischen dem Reichstanzler und dem Minister des Innern vorangegangen war. Es wurde dem Polizeipräsidenten vom Minister des Innern eröffnet, daß man sein Vorgehen nicht

## Sittlichkeit und Sinnlichkeit.

Die dumpfige Strömung der seligen Veg Heinge lagert wieder einmal in diesen Schwaden über Deutschland.

Die geschichtlichen Faktoren brüten über einer Revolte zur Gewerbeordnung, die sich angeblich gegen die Schuldenliteratur richtet, in Wirklichkeit aber wie der Gesehntwurf des Jahres 1890/1900 ein Attentat auf die Kunst bedeutet. Der „Bund der Mutterchuh“ wird mit dem Inhalt ganzer Jauchewogen übergoßen, weil er in Berlin einer freieren und sittlicheren Auffassung vom Zusammenleben der jungen Leute zweierlei Geschlechts das Wort geredet hat. Und konstatiert wird wieder einmal von Polizei und Staatsanwalt auf der ganzen Linie: Rubens, Tizian, Giorgione, Dürer; vor keinem großen Namen der Kunst gibt es einen Fall. Selbst Anstandsarten, herausgegeben von staatlichen Kunstgalerien, sind vor den plump jutappenden Antefäusen nicht sicher — lustig ist die Artgerei!

Nun brauchen die Sittlichkeitsmarodeure, die der unpfeidlichen Kunst zu Leibe wollen, nicht einmal mit jenen trüben Güssen identisch zu sein, die alle Freiheit und alles Leben ersiden wollen, um gegen ihre lichtscheues Tun und Treiben den erbitterten Widerstand der Sozialdemokratie herauszufordern. Die Partei der Arbeiterklasse kämpft nicht nur um wirtschaftliche Güter, sondern auch einen Kulturbau von unerhörter Frucht auszurufen, ist ihres Strebens Ziel, und weil sie die Kunst allem Volke zugänglich machen will, deshalb schlägt sie eine moderne Klinge für die unbedingte, die souveräne Freiheit der Kunst. Einer der besten Rahmentitel in der Geschichte der deutschen Sozialdemokratie ist es, daß unter ihrer Führung jener Heerführer von fanatischen Dunkelmännern zerprengt wurde, die unter dem Banner der Veg Heinge die Kunst vergeblich wollten. Gerade die Sozialdemokratie von ihrem historisch richtigen Standpunkt versteht ja am besten, was kein Geringeres als Götter ausgesprochen hat; daß es nämlich gescheit sei, der Kunst einen Nährboden um den Hals zu hängen und sie zu erlösen, als sie den allgemeinen Moralbegriffen unterzuordnen. Denn gerade die Sozialdemokratie weiß Bescheid um die Bedingtheit der Moralbegriffe; sie weiß, daß mit dem Wechsel und den Bedürfnissen der Gesellschaft sich auch die Sittlichkeits-

anschauungen in Geschlechtsdingen, ja! sogar die Verächtigungen des Geschlechtslebens wandeln wie der Flugand am Meer. Wer ein so heillosen Tropf ist, bei einer der angenehmsten menschlichen Handlungen, dem Auf, an die ökonomische Bedingtheit dieser Beschäftigung zu denken, der verdient für ewige Zeiten die Verdammnis, weibliche Bindungen nur mehr, wie gewisse besonders wilde Unsitlichkeitsdämonen, durch das Aftloch von Badeanstalten betrachten zu dürfen. Und doch ist auch der Auf und wenigstens seine Unterlassung wirtschaftlich bedingt! Wir küssen — allen Göttergöttern und -götinnen Preis und Dank! —, aber die Eskimos reiben zum Zeichen überfließender Reue die platten Nasen aneinander und halten den Auf für eine Unsitlichkeit, ja! schlimmer! für eine Verächtlichkeit. Warum? Die Eskimos stehen auf einer derart niederen Stufe der wirtschaftlichen und technischen Entwicklung, daß die Schneidezähne eines ihrer wichtigsten Werkzeuge sind. Mit den Zähnen schneiden, hobeln und hämmern sie, mit den Zähnen gleitet die Eskimofrau dem von der Jagd heimkehrenden Gatten und Gebieter die nasse Sechundsuhbbeleidung von den Füßen. Fröhlich entarten darum bei diesem Voll, das sonst beschaulich im zagen Schein des Nordlichts dahinfließt, die Zähne zu abgegriffenen, schwarzen Pauern und der Mund wird eine gleichfalls schwarze überfließende Höhle. Selbst einem Grohmeister aller Verwerfungen könnte es nicht bekommen, in der Berührung zweier solcher Werkzeuge eine Quelle der Lust zu sehen, und so küssen die Eskimos eben nicht, sondern reiben die Nasen aneinander. Der eindringende Kapitalismus, die Maschine wird auch sie das Küssen lehren!

Unser historischer Blick macht uns sogar so duldlos, zu verstehen, wie Polizei und Staatsanwaltschaften leicht geneigt sind, in jedem Bild, das unbedeckte Menschen zeigt, eine Schwinerei zu wittern. Wer seine sittliche Erziehung als Unteroffizier in der Wachtstube oder als Korpsstudent auf der Couleurkneipe genossen hat, kommt mühelos dazu, im Weibe nur das Geschlechtswesen und im Geschlechtlichen nur das Säuische zu sehen. Und so entstehen klassische Anklageschriften wie jene, die den Inhalt eines der herrlichsten Bilder von Rubens ausschöpfen, als „eine mit einem Mantel dürtig bekleidete Frauensperson (!), die mit dem gekrümmten gehaltenen rechten Arm die Brüste nach oben zusammenpreßt“ und deshalb von Rechts wegen unter Sittenkontrolle gestellt werden müßte. Armer Anwalt eines armen Staates!

Aber nicht minder verhängnisvoll ist der Dogmenkauten gewisser an sich sehr braver Vorkämpfer einer freien Kunst, die da versichern: nur rettungslosel Lüftlinge könnten beim Anblick eines

gemalten nackten Weibes von menschlichen Regungen gepackt werden. Wer sich so auf den Markt hinstellt und verkündet, bei allen nackten Frauengestalten von Rubens und Rembrandt bis zu Rops und Regniet empfinde er nur die „reine“ Freude an dem „reinen“ Kunstwerk, der ist ein Heuchler oder ein Eumuch! Kunst ist an sich Sinnlichkeit, und ein Kunstwerk, das in dem Beschauer erotische Regungen weckt, hat genau so seine Berechtigung wie ein anderes, das etwa melancholisch stimmt. Wer deshalb dafür eifert, daß man sich beim Anblick wirklicher oder gemalter weiblicher Reize „nichts denken“ dürfe, tritt Seite an Seite mit den im Grunde so unsauberen Fanatikern der Prüderie; denn, um ein christlich-konserverativ-agrarisches Wort zu zitieren, auch in ihren Augen „kann das Bild eines unbedeckten weiblichen Wesens, mag es auch sehr realistisch sein und wirken, in einer Kunstsammlung durchaus keinen unfruchtlichen Eindruck machen und in dem Durchschnittsmenschen keinen unzüchtigen Gedanken wecken“. Hier also ist das Sinnliche dem Unzüchtigen gleichgestellt. Aber nur im Rahmen jener Religion, die — eine biologische Unmöglichkeit! — eine jungfräuliche Mutter in den Mittelpunkt ihres Kults rückte, ist Sinnlichkeit dasselbe wie Unzüchtigkeit. Zu gewissen, bis zur Degeneration vornehmen Kreisen gilt es schon als „unrein“, das Gefühl des Hungers zu äußern; aber weit verbreiteter ist die Ansicht, daß die Betonung der Sinnlichkeit der Sittlichkeit widerspreche. Und doch gibt es kaum größeren Unsinn und Unfug. Die Sinnlichkeit ist so natürlich und sittlich wie der Hunger, und wir müßten keine Menschen von Fleisch und Blut und Temperament sein, wenn eines Weibes blühende Brüste und stramme Schenkel nicht die nahegelegenen Wünsche in uns wecken und uns eine mit allem Feuer der Sinnlichkeit gemalte Antiope Corregio oder Venus Tizians oder Susanna Tintoretto oder Danae Rembrandts nicht auf den Gedanken brächte, es müße sich sein, just mit dieser Dame unter dem Baldachin eines Himmelbettes zu spielen.

So ist es, und darüber wollen wir uns gar nichts vormachen. Und wenn man denn schon Sinnlichkeit und Sittlichkeit gegeneinanderstellen will, so ist die Sinnlichkeit das Höhere; denn die Sittlichkeit bleibt und muß bleiben, denn sie ist der zur Erhaltung des Menschengeschlechts unentbehrliche Faktor. Aber all das wird einem engen Polizeihirn nicht einleuchten, denn was uns prachtvollste Natürlichkeit und gesteigerter Daseinsfreude ist, das spiegelt sich an seinen Wandlungen nur als „eine mit einem Mantel dürtig bekleidete Frauensperson“.



als richtig anerkennen könne und die Erwartung ausgesprochen, daß sich ein ähnlicher Vorfall nicht wiederholen werde. Mit dieser öffentlichen Erklärung ist der Fall Jagow abgeschlossen.

In dem folgenden Besuche, eine „föhne“ Lot begangen zu haben, wird den Berliner Polizeipräsidenten diese gemüthliche Klage gewiß nicht drücken, weiß er doch, daß er sich durch seine Leistung den Beifall des Herrn Grafen v. Oldenburg-Januschau und aller ähnlichen Herren der preussischen Nation erworben hat.

### Nationale Entrüstung.

Eine sehr hübsche Illustration zu der Art, wie nationale Entrüstungen inszeniert und finanziert werden, hat in der vergangenen Woche die französische nationale Presse. Die russische Kanonensabrik Putiloff hat einen Kapitalbedarf von 20 Millionen Rubel. Versuche, dieses Kapital in Frankreich aufzunehmen, sind gescheitert oder gar nicht unternommen worden. Die Putiloff-Werke knüpften jedenfalls Unterhandlungen mit einer deutsch-englischen Finanzgruppe an, in der die englische Kanonensfirma Vickers vertreten war. Wieder steht wiederum mit Krupp in Beziehungen. Sobald diese Unterhandlungen in Frankreich bekannt wurden, schlug man dort in nationalen Kreisen Alarm: da Putiloff mit der französischen Kanonensfirma Creuzot-Schneider in Verbindung stehe, würde Krupp durch die geplante Transaktion in den Besitz französischer Patente und Kriegsgeheimnisse kommen. Gerüchte entstanden, daß Krupp die Firma Putiloff aufkaufen wolle und so in Rußland eine Niederlassung haben werde. Die französische Regierung hat sich darauf prompt bemüht, den französischen Kapitalisten die Anleihe der Putiloff-Werke zuzusagen. Damit ist die nationale Gefahr wieder beseitigt! Der erregte Streit mußte um so komischer an, als bekanntlich die ganze Rüstungsindustrie international verflochten ist. Die Schneider-Creuzot'schen Patente werden Krupp auch schon deshalb keine Geheimnisse mehr sein, weil Italien die Kanonen aus Frankreich bezieht und die deutsche Heeresleitung sicherlich die Rüstung des italienischen Bundesgenossen in alle Einzelheiten kennt.

Auffällig ist an der Affäre, daß die Absichten der Putiloff-Werke bei einem nicht-französischen Konsortium Geld aufzunehmen, so rasch bekannt wurden. War das Ganze nur ein inszenierter Spektakel, um die französischen Kapitalistenkreise zur Einräumung eines größeren Kredits zu bewegen? Man könnte darüber nachdenken, wenn nicht in Tausenden, die das Spiel nicht durchschauen, chauvinistische Instinkte wachgerufen worden wären.

### Der Skandal im belgischen Verkehrswesen.

Brüssel, 29. Januar. (Eig. Ber.) Die latente Krise im belgischen Verkehrswesen ist augenblicklich akut und die Folgeerscheinungen des permanenten Wirrwirrs, der sich aus der Fahrlässigkeit, Unfähigkeit, Kurzsichtigkeit der Merikalen Verwaltung summiert, treten nun in wahrhaft erbaulicher Weise ans Licht.

Die Zustände sind schließlich so weit gediehen, daß Handel und Industrie stöden, weil der Verkehr infolge des defekten und ungenügenden Beförderungsmaterials wie nicht minder des unzureichenden Personals lauzagen auf allen Linien förmlich gelähmt ist und sich die Waren in den Depots und Magazinen stauen. — Ein Beispiel für viele: In den Gruben von Courcelles-Nord wurden gestern 3000 Arbeiter heimgeschickt, weil kein Platz mehr für Bergung neuer Kohle ist. Statt der benötigten 200 Waggons stellte die Eisenbahnverwaltung ganze — 14 zur Verfügung. Die Metallindustrie ist in die gleiche Lage verwickelt. In Antwerpen sind die Quais und Lagerräume mit Kisten und Ballen gefüllt, die auf Beförderung harren. Es regnet Telegramme an den Minister, die Zeitungen — mit Ausnahme der Merikalen, die ihre Regierung natürlich decken — sind überfüllt von Klagen über die Verkehrsmisere. Für nächste Woche ist in der Kammer eine Interpellation der Opposition angekündigt. Die dringliche Behandlung wurde vom Haus abgelehnt. — den Merikalen ist die Beschließung des Klostermillionengesetzes wichtiger.

Verantwortlich für die Situation ist die unfähige, in verfahrenen bürokratischen Kleingeist eingesperrte Eisenbahnverwaltung, die dem gesteigerten Warentransport keine anderen Hilfsmittel als ein System von Schikanen und Chinereisen allerersten Sorte entgegenzusetzen hat. Aber der belgische Merikalismus braucht eben die Millionen für den Militarismus, die Rüstung und die kostspielige Kolonisation und so bleibt ihm kein Geld für Beförderungsmaterial, für die Instandhaltung der Waggons und für genügendes Personal, das sie lieber bis zur Erschöpfung ausbeutet.

### Der Pariser Bankrott.

Paris, 1. Februar. Die Pariser Polizei hat gestern abends zwei Verhaftungen vorgenommen, die in der hiesigen Finanzwelt das allergrößte Aufsehen hervorgerufen geeignet sind. Der Direktor der französisch-türkischen Bank in der Rue de Rome, Herr Reunier, ist auf verschiedene Anzeigen, die von seinen Kunden einliefen, verhaftet worden. Unter den Geschädigten befindet sich auch die Gräfin von Battenberg, die Tochter des Barons von Courcelles. Die Gräfin erklärt, von dem betrügerischen Bankier um circa 4 Millionen Mark geschädigt worden zu sein. Herr Reunier rief der Gräfin unter anderem zum Ankauf von Aktien einer Untergrundbahngesellschaft in Barcelona, die sich bei einem späteren Verkauf als völlig wertlos erwiesen.

Der andere verhaftete Finanzmann ist, wie bereits gemeldet, der Bankier Reconte des Vangschäfts Reconte u. Rog in der Rue de Valenciennes. Dieser Bankrott scheint nach den heute früh vorliegenden Informationen bedeutend größer zu sein, als man ursprünglich annahm. Es heißt, daß es Reconte gelungen sei, für über 30 Millionen wertlose Aktien bei seiner Kundschaft unterzubringen. Der größte Teil seiner Kundschaft setzte sich aus der französischen Weisheit zusammen. Unter den 20 gegen Reconte eingelaufenen Anzeigen rührten 10 von Bischöfen, zwei sogar von Erzbischöfen her. — Der Teilhaber der Firma Reconte ist der eifrige Ingenieur Rog, der seine volle Unschuld an allen Unternehmungen Recontes nachweisen konnte. Er verliert selbst 200 000 Frank an dem Unternehmen.

### Die Regierung mit § 14.

Wien, 1. Februar. Die „Wiener Zeitung“ veröffentlicht eine auf Grund des § 14 des Staatsgrundgesetzes erlassene kaiserliche Verordnung betreffend das Budgetprovisorium für das erste Halbjahr 1914.

## Zentralwahlverein für Teltow-Beeskow.

Am gestrigen Sonntag hielt der W. Verein eine Generalversammlung ab, welche in den Industrie-Jesuiten zu Berlin tagte. Den

### Geschäftsbericht des Vorstandes

für die erste Hälfte des laufenden Geschäftsjahres erstattete Herr Groger. Er gab einen Ueberblick über die Vereinsstätigkeit

anlässlich der politischen Ereignisse, zu denen die Partei Stellung zu nehmen hatte. — Mit Befriedigung kann festgestellt werden, daß trotz des wirtschaftlichen Niederganges die Mitgliederzahl des Zentralvereins nicht zurückgegangen ist, sondern noch um 600 zugenommen hat. Der Verein hat gegenwärtig 33 882 Mitglieder, und zwar 27 126 männliche und 6746 weibliche. Die Mitgliederbewegung ist natürlich nicht in allen Ortsvereinen die gleiche. 31 Ortsvereine haben einen Mitgliederertrag erfahren, und das sind nicht nur kleine, sondern es befinden sich auch größere Vereine darunter. In 20 Ortsvereinen hat die Mitgliederzahl eine Zunahme erfahren. — Die Zahl der „Vorwärts“-Abonnenten hat sich auf der gleichen Höhe erhalten. — 19 Ortsvereine ziehen die Beiträge im Wege der Hausfasserung ein. Dies System hat sich allmählich bewährt; die Beiträge kommen regelmäßig ein, Resonanzen sind fast gar nicht vorhanden. Gestützt auf die Erfahrungen, erfuhr der Kreisvorstand, die Hausfasserung weiter auszubauen und durchzuführen. — Die Jugendbewegung im Kreise hat sich gut entwickelt. — Für die jungen Leute von 18 bis 21 Jahren sollen besondere Kurse eingerichtet werden, um sie mit der Parteibewegung vertraut zu machen. Auch das Bildungswesen hat einen erfreulichen Fortgang genommen.

Der Kassierer Vogel legte die Abrechnung für das Halbjahr vor. Die Einnahme (einschließlich 20 238 M. Bestand) beträgt 90 414,73 M., die Ausgabe 74 282,58 M., bleibt ein Bestand von 25 132,15 M. Der Kassierer erklärte den Stand der Kasse in Anbetracht der schlechten Zeiten als befriedigend.

Nachdem der Geschäftsbericht ohne wesentliche Debatte erledigt war, ging die Versammlung zur

### Beratung der vorliegenden Anträge

über. Der Wahlverein Brieg beantragt, die acht Wahlvereine Groß-Berlins zu einem Verein zusammenzuschließen. Der Antrag wurde als erledigt betrachtet, weil eine frühere Generalversammlung einen dem Sinne nach gleichen Antrag angenommen hat und die Organisation von Groß-Berlin sich zurzeit mit dieser Angelegenheit beschäftigt.

Ein zweiter Antrag des Wahlvereins Brieg verlangt vom Parteivorstand Groß-Berlins und der Gewerkschaftskommission, daß gefasste Beschlüsse unbedingt eingehalten und nicht nachträglich umgestoßen werden. — Der Antrag, der eine ziemlich lange Diskussion hervorrief, bezieht sich darauf, daß bei der aus den allgemeinen Sammlungen gewöhnlichen Beihilfemittelherkunft der Arbeitslosen Fonds für Warenhäuser ausgegeben werden. Es sollen, wie einige Redner sagten, auch solche Warenhäuser dabei sein, die keinen Tarifvertrag haben. Auch daß die Konsumvereine hierbei nicht berücksichtigt worden seien, wurde kritisiert. Ferner wurde behauptet, Arbeitslose, welche ihre Unterstützung in barem Gelde haben wollten, seien gezwungen worden, Fonds zu nehmen. — Die 3. Sitzung dieser Kritik gegenüber: Bei einer solchen Massenabfertigung könne man nicht ausschließlich Kleinbetriebe heranziehen. Da würde für die Arbeitslosen wenig herauskommen. Die Warenhäuser gehörten 10 Proz. Abat, was doch ein wesentlicher Nutzen für die Arbeitslosen sei. Die Konsumvereine hätten zuerst erklärt, nur an Mitglieder liefern zu können. Nachdem sie diesen Standpunkt geändert hätten, seien die Fonds auch für die Genossenschaft ausgegeben worden. Nach dem mit der Gewerkschaftskommission gemeinsam gefassten Beschluß war es jedem freigestellt, ob er bares Geld oder Fonds nehmen wolle. Ob irgendwo ein Zwang zur Abnahme von Fonds ausgeübt worden sei, wisse er nicht. Sollte es geschehen sein, dann müßten sich die Betroffenen mit ihren Gewerkschaften darüber auseinandersetzen. Die Partei habe mit der Verteilung der Unterstützung nichts zu tun. Wenn bei den Warenhäusern für die Fonds ausgegeben wurden, solche sein sollten, gegen die von gewerkschaftlicher Seite hinsichtlich der Tarifverträge und dergleichen Einwendungen zu machen sind, dann hätten das doch die Gewerkschaften wissen müssen, die ja die ganze Angelegenheit mit der Partei gemeinsam gemacht haben.

An der weiteren Debatte nahmen sich die meisten Redner auf den Standpunkt der Antragsteller. Sie beurteilten die Ausgabe von Warenhausfonds und meinen, es sei dabei oft ein gewisser Zwang ausgeübt worden. — Theodor Fischer bemerkte: Die Kritik gegen die Warenhausfonds sei nicht eine Kritik, die von den Parteigenossen ausgehe, sondern eine von den kleineren Geschäftleuten ausgehende Kritik. (Widerspruch.) Weiter wurde noch betont, daß die Versammlung nicht — wie es der Antrag Brieg fordert — auch bezüglich der Gewerkschaften einen Beschluß fassen könne. — Nach Schluß der Debatte wurde folgender Antrag angenommen:

„Die Versammlung ist mit dem Verteilungsmodus der Beihilfenbeschaffung der Arbeitslosen nicht einverstanden und erwartet für die Zukunft eine Regelung, die es dem einzelnen erlaubt, über die Unterstützung frei zu verfügen.“

Der Antrag Brieg ist damit erledigt. Angenommen wurde ein dritter Antrag des Wahlvereins Brieg. Danach sollen in allen mit Groß-Berlin zusammenhängenden Orten die von ihnen beantragten Protokollversammlungen an dem gleichen Tage wie in Groß-Berlin abgehalten werden.

Ein vom Kreisvorstand gestellter Antrag, welcher die Diäten der Generalversammlungsteilnehmer festsetzt (je nach Dauer der Versammlung und Entfernung des Ortes 1 Mk. bis 2,50 Mk.), wurde gleichfalls angenommen.

### Ueber

#### die Landarbeiterfrage

Sprach Georg Schmidt (Vorstand des Landarbeiterverbandes). Er führte unter anderem aus: Nach Kenntnis der Statistik der Landwirtschaftskammer gibt es im Wahlkreis Teltow-Beeskow rund 16 000 ländliche Arbeiter, darunter 6500 Wanderarbeiter. Man muß also hier unser Anhaltensfeld nicht, aber natürlich muß es bearbeitet werden. Die bisherige Landarbeit der Partei war zu schematisch, nicht den einschlägigen Verhältnissen angepaßt. In Hinblick auf Vorbereitungen und Abhaltung von Versammlungen ist sehr viel getan worden, aber der Erfolg entspricht meist nicht den aufgewandten Mitteln. Wir müssen auf dem Lande eine systematische, prinzipielle Agitation betreiben, die sich auf die Gewinnung der Arbeiter richtet. Wer auf dem Lande agitieren will, der muß erst die in Frage kommenden Verhältnisse studieren. Es ist eine ertige Ansicht, daß die Landbevölkerung intellektuell rückständig ist. Wer es versteht, den Landleuten an der Hand ihrer eigenen Verhältnisse unsere drängenden Forderungen darzulegen, der wird wohl immer Verständnis finden. Unwesentlich ist es, wenn ganze Hofen auf dem Lande neben und Nebendörfer wahllos an Bauern, Arbeitgeber und Arbeiter verstreut. Auch das ist ein Nachteil für unsere Bewegung, wenn gleichzeitig mit der Agitation für Partei und Gewerkschaft die Redakteure, Turner, Sänger und andere bezahlten Vereine Mitarbeiter zu gewinnen suchen. Dessenartige Versammlungen, so notwendig sie in Wirklichkeit sind, haben zu anderen Zeiten oft nicht den gewünschten Erfolg. Der Referent hat eine Reihe von Hinweisen auf politische und wirtschaftliche Momente, die bei der Agitation auf dem Lande mit Erfolg benutzt werden können. Wenn das geschehe, dann würden wir auf dem Lande Fortschritte machen.

Dem Vortrage folgte eine rege Diskussion. Mehrere Redner verteilten, gestützt auf ihre Erfahrungen, die Ansicht, daß unsere bisherige Landarbeit im Kreise im wesentlichen richtig und zweckmäßig gewesen sei und auch Erfolge gehabt habe. Unter anderem sagte Genosse Zuber: Die Ausführungen des Referenten sind inhaltlich auf die Verhältnisse der ländlichen Arbeiter zugeschnitten und treffen deshalb zum großen Teil auf den Kreis Teltow-Beeskow nicht zu. Hier gibt es auf dem Lande nicht nur ländliche, sondern auch sehr viele Hiesler und andere industrielle Arbeiter. Diese bedürfen einer anderen Art der Agitation als die Landarbeiter. Wir haben noch nie zu viel Agitation betrieben. Je mehr wir agitieren, desto mehr Verbindungen bekommen wir auf dem Lande und desto mehr können wir prinzipielle Agitation treiben, wie wir es im Kreise stets getan haben. Wir müßten noch mehr Versammlungen auf dem Lande haben. Daß unsere Agitation auf dem richtigen Wege war, beweisen unsere Wahlerfolge. Selbst in

den rein ländlichen Gegenden des Kreises haben wir die Konserativen überflügelt.

Dem Sinne nach ähnliche Ausführungen machten noch andere Redner. Dümell meinte, der Referent habe lediglich als Gewerkschaftler gesprochen und sich auf den Standpunkt gestellt, die Agitation unter den Landarbeitern solle mit gewerkschaftlichem Material, also eigentlich nur für den Landarbeiterverband, aber möglichst wenig für die Partei betrieben werden. Diesen Weg sollten wir nicht beschreiten. Der Erfolg der Agitation geige ja nicht nur in den Organisationsfragen, sondern auch in den Wahlereignissen. — Groger bekräftigte ein Hand-in-Handarbeiten mit dem Landarbeiterverband.

Der Referent vermahnte sich im Schlußwort sehr entschieden gegen die Auffassung Dümells. Er, der Referent, wolle durchaus nicht, daß die Parteitagitation aus den ländlichen Kreisen fern bleibe, aber es müsse eine Trennung stattfinden, damit die Landarbeiter nicht glauben, die Mitgliedschaft in der Gewerkschaft sei gleichbedeutend mit der Parteimitgliedschaft. Es solle nicht beides durcheinandergemengt werden.

Schließlich stimmte die Versammlung noch einer Resolution zu, die unter Hinweis auf das Grubenunglück in Dortmund gegen die kapitalistische Mißwirtschaft protestiert.

## Aus aller Welt.

### Man steigt nach!

Der Liebe Leid mußte in recht empfindlicher Weise ein Volksgenosse Hermann Wape aus Kassel erfahren, der jetzt im Kasseler Krankenhaus schwer kesselt daniederliegt. Ein Disziplinerverfahren, das wegen verschiedener Vorkommnisse im Amte gegen ihn schwebt, hielt den Güter des Gekes nicht ab, in einer der letzten Nächte der Garderobenfrau eines Kasseler Theaters nach zu steigen. Die Frau hatte jedoch kein Verständnis für die Liebe des Volksgenossen. Als er in ihre Wohnung einbringen wollte, um der Angebeteten sein Herz zu Füßen zu legen, ließ sie ihn zurück. Dabei fiel der Lebende Volksgenosse die Treppe hinunter und zog sich schwere Verletzungen zu.

### Wieder ein getrauerter Sohn der Kirche.

Es lohnt sich fast, den ungetrauten Söhnen der alleinseligmachenden Kirche eine besondere Rubrik in der Zeitung einzuräumen. Niedmal ist das Verschwinden des feststehenden Geistlichen Bartholomaeus Mercalli zu melden, der früher in Larcino leitender Jugendzieher war. Auf die moralischen und pädagogischen Eigenschaften des Mannes läßt sein Nachruf schließen. Sein Ruhm ist nicht klein. Es heißt, mit dem nun verschwundenen Seelsorger seien zugleich verschiedene ihm anvertraute Steuergelder verschwunden, auch 10 000 Lire Vormundschaffsgelder habe er veruntreut, ja, selbst den Erlös einer Sammlung für eine arme, arbeitslose Familie habe er unterschlagen.

Sein „Meister“ soll nach der Schrift erklärt haben: „In ihren Früchten sollt ihr sie erkennen.“ Es gibt doch viel wurmtüchtige Früchte, deren Reich sogar mehr, als es das bürgerliche Gesetz erlaubt, von dieser Welt ist.

### Epidemien in französischen Garnisonen.

Täglich laufen äußerst ungünstige Nachrichten über den Gesundheitszustand der Soldaten in den verschiedenen französischen Garnisonen ein. Im 138. Infanterie-Regiment in St. La müdet die Gendarmarie, an der mehrere Soldaten bereits gestorben sind. Die Seuche ist auch in Orleans aufgezeigten und hat unter dem dortigen Kavallerie-Regiment viele Opfer gefordert, ebenso in der Garnison von St. Etienne und in vielen südfrensischen Städten. In Nantes herrscht unter dem dortigen 51. Infanterie-Regiment eine außerordentlich schwere Scharlachepidemie, der verschiedene Soldaten zum Opfer gefallen sind. — In Lutun sind im 20. Infanterie-Regiment 100 Fälle von Masern konstatiert worden, von denen bisher zweihundert verstorben. In der Garnison Tantes endlich befinden sich 180 Soldaten des dort liegenden Regiments im Hospital. Man befürchtet, daß sie sämtlich von der Gendarmarie befallen sind.

### Meine Notizen.

Professor Karl Weale, der Direktor des Leipziger Museums für Völkereunde, der durch eine Reihe gemeinverständlich geschriebener Bücher über Urgeschichte des Menschen in weiteren Kreisen bekannt geworden ist, wurde mit der Oberleitung des unlangst an der Universität Leipzig errichteten Instituts für Völkereunde betraut.

Ein unaufgeklärter Vorfall. In dem in der Nacht zum Sonntag um 14 Uhr von Bingerbrück nach Saarbrücken gehenden Zuge wurde kurz vor Station Oberhein die Rothbremse gezogen. Die Beamten fanden in einem Abteil zweiter Klasse einen Herrn, der sich verwunden im Kopf und unter dem Herzen hatte. Dieser gab an, bald nach Abgang des Zuges von Bingerbrück von einem Manne überfallen, seiner Geldtasche mit 270 M. beraubt worden und dann in Ohnmacht gefallen zu sein. Der Verwundete hat seine Personalien noch nicht angeben können.

Ueberfall auf einen Güterzug. In der Nähe des französischen Ortes Thieur wurde am Sonnabend ein bedrohlicher Ueberfall auf einen Güterzug verübt. Nachdem die Räuber den Zug durch auf die Schienen gelegte Steine zur Entgleisung gebracht hatten, plünderten sie ihn und nahmen mit, was ihnen wert erschien. Die Zugbeamten wurden durch vorgehaltene Revolver gezwungen, jeden Widerstand aufzugeben.

Die Ueberschwemmungen im Staate Bahia nehmen den Umfang einer furchtbaren Katastrophe an. Die Stadt Royalage ist im Wasser verschwunden. Viele Verletzungen sind gerichtet worden. Die Ströme führen zahlreiche Leichen mit sich. Der Schaden ist unermesslich groß.

## Letzte Nachrichten.

### Das Grubenunglück auf „Achenbach“.

Dortmund, 1. Februar. (B. L. Z.) Im Laufe der letzten 24 Stunden wurden auf Jede Minster Achenbach zwei weitere Tote geborgen. Im Krankenhaus sind insgesamt vier Schwerverletzte gestorben, so daß die Zahl der Todesopfer bis jetzt 24 beträgt. Es fallen sich noch ein oder zwei Bergleute unter den Trümmern befinden.

Dortmund, 1. Februar. (Privatelegramm des „Vorwärts“.) Die Ursache der Katastrophe ist noch nicht genau ermittelt, doch erscheint eine Kohlenstaubexplosion ausgeschlossen. Die Arbeiter klagen über starke Antriebsverluste. Die vor einiger Zeit vorgenommenen Lohnkürzungen und Gebührenerhöhungen mußten durch noch stärkere Schieferung wieder wettgemacht werden. Die Sicherheitsmänner hatten viel unter Schikanen zu leiden. Die Kontrolle war daher sehr mangelhaft.

### Kopp-Schulte.

Waherborn, 1. Februar. Kardinal Kopp hat sich gestern, wie das „Westfälische Volksblatt“ meldet, um zur seiner Verabschiedung in der Gewerkschaftsfrage mit dem Bischof von Baderborn zu kommen, mit diesem in direkte Verbindung gesetzt.







Sichte in seiner Universität.



Rektor: „Nur zu, lieber Roethe! Hinaus mit dem Kerl! Wir müssen Kaisers Geburtstag feiern.“

Sichte spricht:

„Ihr feigen Schmeichler, streberische Mucker, Die ich im Leben tief verachtet hätte, Euch arüß' ich heiter hier vom Totenbrette — Ihr, aller „Hochgeborenen“ Speichelschlucker! Wie schlichtet heimlich Ihr, moderne Ducker, Zu meinem Grab (das Herz voll Angst, ich wette!) Und — oft auf meine arme Ruhestätte Das bißchen schäbigen Erinnerungszucker. Hielt' ich noch einmal heut in Euren Aulen Die Reden an die deutsche Nation, Wie würd' es Euch vor meiner Mannheit graulen, Die sich ihr Lebtag nicht verstand auf's Rücken! Ihr selet stracks schon bei dem ersten Ton Auf die gekrümmten Professorenrücken.“

Knag.

Die Kinderstube.

„Wäh!“ sagte die ganze Runde. „Wäh! Caspar, Wäh! — Und: „Hat's weh getan? Hat's weh getan? Ru seht euch bloß den Caspar an! Wäh, Caspar, Wäh!“

Caspar stand in der Mitte des Kinderkreises und schmitt ein finstres Gesicht. Er verstand die Welt nicht mehr. Die Sache war so gewesen, daß der Lehrer, ein roher und dummer Patron, die ganze Gesellschaft noch immer mit kurzen Hosen herumlaufen ließ, sie duzte und durchaus wie kleine Kinder behandelte. Sie waren aber schließlich aus den Kinderstühlen heraus, da waren achtzehn-jährige dabei und einer war sogar schon zwanzig. Aber das ließ man nicht gelten. ... Und nun hatte Caspar einmal dem Lehrer gehörig seine Meinung gesagt: er könne es nicht länger mit ansehen, wenn immer nur die Steile kriegten, deren Eltern nicht so viel zählen konnten, wenn Herr Wachtmeister — so hieß der Lehrer — sie alle ablanzelte, als ob sie kleine Jungens wären, wenn er seine Nase in alles steckte. ... Der Caspar hatte einen glühend roten Kopf bekommen, denn er dachte natürlich, die ganze Mehrheit hinter sich zu haben. ... „Was!“ hatte aber da der Herr Wachtmeister geschrien, „was?! — So ein rüdiger Sämmel! Los! Sabofejn, Kammerd, Kammerdack! Haltet den Kerl fest, ich werde ihm das Fell ver-sohlen!“ ... Und richtig; sie hatten ihn festgehalten, ihn, der doch ihre Frei-heit wollte, und dann hatte Herr Wachtmeister seinen Rohrstock hervorgeholt und hatte geschlagen: eins, zwei, drei, vier. ...

die fünfundsiebenzig! — Und sie hatten gelacht, gejoßt, mitgezählt und sich unbändig gestreut. ... Er hörte noch dieses Lachen, das viel mehr schmerzte als alle Prügel der Welt. Sie hatten gelacht. ... Ja, wußten sie denn nicht, wie alt sie eigentlich waren, wußten sie denn nicht, daß es draußen in den anderen Straßen Jungens im gleichen Alter gab, die lange Hosen anhatten und denen kein Wachtmeister mehr etwas zu befehlen hatte? Wußten sie's nicht? Oder wollten sie's nicht wissen? ... Denn immerhin: es hatte seine Vorteile, so als kleiner Junge behandelt zu werden. Zum ersten hatte man keine Verantwortung zu tragen, berief sich einfach auf Herrn Wachtmeister, der's so befohlen hatte, und war den ganzen Hint los. ... die Geschichte mit den Reichen. ... Wäre Herr Wachtmeister nicht gewesen, die ärmeren Jungens hätten sich längst zusammengetan und hätten die vier „Reichen“ (wie sie allgemein hießen) zusammengehauen. Denn die nahmen den Armen noch ihr letztes, wenn es so in ihren Kram paßte, sie ließen sich vorn und hinten bedienen und zahlten schlecht und manchmal gar nicht. ... Einmal hatte man versucht, sich aufzulehnen, aber da war der Herr Wachtmeister dazwischen-gesprungen, der immerhin an den Eltern der „Reichen“ viel verdiente und hatte den Armen noch eine Tracht Prügel extra gegeben. ... „Wäh, Caspar, Wäh!“ schrien sie noch immer. Da raffte sich Caspar auf. ... „Kinder“, rief er, „der Wachtmeister hält jetzt seinen Mittags-schlaf. Wir können also nicht gehört werden. Kinder, werft diesen Menschen heraus! Seht ihr nicht, wie er uns alle quält, wie er uns einzwängt, wie er sich der vier „Reichen“ gegen die fünfundsiebenzig Armen annimmt, wie wir nie, nie, nie zu etwas kommen, solange diese Mensch im Hause ist? Werft ihn heraus, Kinder, wir sind. ...“ Aber er konnte nicht weiter sprechen. Eine schwere Hand legte sich auf seine Schulter. ... „So?“ sagte eine fette Stimme, „so? — Und was soll denn aus mir werden?“ Es war der Anstaltsportier, Herr Kriechkriecher, der heimlich, wie das seine Art war, gelauscht hatte. ... „Sie müssen auch heraus!“ sagte der Junge eifrig. ... „Sie sind ebenso schlimm. Sie sind schlimmer, denn Sie umkleiden alles mit einem frommen Spruch!“ ... „Hältä! Rädä! Hältä!“ schrie der Pastor, und sein wehender Kopf verschwand durch die Tür. ... „Jungens“, rief Caspar, „noch ist's Zeit. Wer steht zu mir?“ Sie rührten sich nicht. ... Und immer brachen Herr Wachtmeister und seine Leute. Der Pastor stand im Hintergrund und betete, während die dicken Fieße der Weitschen auf Caspar klatschten. Er brach zusammen. ... „Das Bürgertum“, schrieb die „Kreuz-Zeitung“ einmal, „hat alle Ursache, diese Bahnlage der roten mit Befriedigung zu begrüßen.“

Das Meer.

An den heiteren Tagen des Sommers lag die See friedlich und fast unbeweglich in ihrer blauen Schöne da. Ein Kind konnte sie necken. Sie ließ es sich ruhig gefallen, kümmerte sich nicht darum. Und was ihr an Schiffen und Lasten aufgebürdet wurde, trug sie willig und unermüdet von einem Ufer zum andern. Es wurde ihr nichts zuviel. Sie gab ihre Fische und Muscheln her und spiegelte in ihrem Glanze die weißen und roten Segel der kleinen Boote und den schwarzen Qualm riesiger Dampfer. Es war ihr alles einerlei. Sie war ruhig bis zur Tiefe, und nur zuweilen erhob sie sich in kleinen Wellen und spülte die Burgen fort, die Kinder allzu nahe an ihren Strand gebaut hatten. Es war nur ein Spiel. Und in diesem Spiele gab sie dem Lande den Schmutz zurück, den die Wadenden sich in den Wellen abgewaschen hatten. Sie sagte auch nichts dazu, daß alle die, die Geld und Zeit hatten, sich an ihrem Ufer lagerten und sich faulenzend von der Sonne heilen ließen. Oder daß sie auf der Dampferbrücke standen und zum Zeitvertreib das reine Wasser anspien. Nein, dazu sagte das Meer nichts; denn es ist ein geduldiger und sehr langmütiger Riese. Da führen sie z. B. mit Dampfmaschinen umher und trieben gewaltige Pfähle in seinen Grund, so daß der Boden zitterte. Und auf den Pfählen bauten sie dann eben Badeanstalten, Kruden und Treppen. Alles über und auf dem Meere. Denn dazu ist das Meer ja da: Arbeit zu leisten, Lasten zu tragen und dem Vergnügen anderer zu dienen.

Nah am Strande, dicht hinter den niedrigen Vorbüden, erhebt sich das hohe, gewaltige Ufer. Viehhundertjährige Buchen breiten hier ihre grünen, schattigen Kronen aus, und alte, knorrige Kiefern mischen ihren würzigen Duft mit dem kräftigen Salzdampf des Meeres. Kleine Landhäuser erheben sich im Hintergrunde; ihre roten Dächer lugen nur noch wie schmale, farbige Streifen auf die See hinaus. Und ganz hinten, wo die hohe Düne sich wieder senkt, tief in der Talmulde, lehnt sich Röhrdach an Röhrdach. Hier wohnen die Arbeiter des Meeres, die Fischer. ... Ganz vorn aber, am Rande der Höhe, reckt sich schwer, hoch und breit ein Palast empor. Der gehört einem großen Herrn. Einem, der irgendwo im Lande drein zahlreiche Fabriken besitzt, einem, dem Tausende von Menschen dienen. Sie alle schaffen, schaffen mehr, als ihr Brot kostet. Und dieses Meer schiebt in die Taschen jenes Einen. Es sammelt sich dort zu gewaltigen Summen, und eben darum konnte dieser Eine sich ein großes Stück der Erde kaufen, konnte sich ein Schloß auf den höchsten Punkt der Düne setzen. Ein natürlicher Park, die alten Buchen und Kiefern, umgibt das Haus. Und um den Park ließ der Herr dieses schönen Stückchens Erde ein starkes eisernes Gitter errichten, das unten am Strande auf breiten Betonmauern ruhte. Wo früher freie Pfade hinauf und hinunter führten, da versperrte nun dieses Gitter allen den Weg, die nicht zum Hause des Herrn gehörten. Prohige Eisenpfähle



# Das Haus des Père Fradin.

Von Wilhelm Michel.

Unter Freund, der Pariser, hatte uns für den Abend etwas ganz Exquisites verschrieben. Einige „Apachenbälle“ waren schon erledigt; anständiger bürgerlicher Verkehr, tadellose Erathheit der Länge. Mühen und Gefahren zwar allerorten, aber sonst nichts Aufregendes und Ausgefallenes, außer etwa dem seltsamen Gesängen der femme-orchestre, die kunstvoll frisiert in einem fangelartigen Verschlag an der Wand steckte und eine schrille Geige bändigte, während sie mit den Füßen eine Art Trommel betrieb.

Jetzt kamen wir an den Borte St. Denis vorbei und bogen in eine Seitenstraße ein. Da war es dunkel und still, trotz der frühen Nachtstunde. An den Straßenecken nur die und da die typischen und lautlosen Gestalten, die man erst für Schatten oder tote Gegenstände hält, bis beim Vorübergehen die weißen Augäpfel leuchten. Sie warten auf etwas, tief in Lumpen gemummelt, oder sie zählen schmutzige Kupferstücke aus einer Hand in die andere, und streifen den Vorübergehenden mit Blicken, die aus irgend einem unbekanntem Abgrund kommen.

An eingepreßten Häusern gingen wir hin. Der Pariser blieb stehen und drückte, wie es mir schien, gegen die schwarze Mauer. Aber es war eine Tür, die sich öffnete. Wir traten ein.

Ein Schanklokal, Destillengeruch, trübe Petroleumlichter, undeutliche Winkel und eine sonderbare Stille. Da glänzte zunächst der Schanklokal mit dem stumpfen Glanz des Finsternisses, und hinter ihm wuchs mit Stöhnen und Schnauben ein Mensch auf, den man sich nicht gut im hellen Tageslicht hätte denken können. Ein sechshundertjähriger Fleischnormale von einem Patron, bleich, aufgeschwemmt, schneuzählig. Mit zwei, drei Bewegungen, von Grunzen begleitet, hatte er von jedem einen Kranken eingestrichen. Und mittlerweile wurden wir gewahrt, daß der Raum mit Menschen vollgepfropft war. Ein Saufen war zu hören, wie von vielen Blasebälgen, ein Rassel und leises Fauchen, das den Raum ganz ausfüllte. Ein hemdsärmeliger Garçon kam mit einer Laterne, stellte sich neben uns auf und hielt sie hoch.

Die vielen eingemummelten Gestalten, die Sauser und Raucher, waren Menschen. Sie saßen auf Bänken ohne Lehne an schmalen Tischen, hatten Arme und Köpfe auf die Bänke gelegt und schliefen. Die Rücken hatten sie gewaltig gekrümmt. Ein regelloses Gewirre von Beinen und Füßen war unter den Bänken. An vierzig Menschen saßen da und schliefen. Keiner rührte sich. Nur der Atem hauchte schwer in der zehnmal verbrauchten Luft.

Wir saßen und dachten nichts. Es war ja ein Schauspiel, zu dem wir geladen waren. Aber das Nüchtern, mit dem wir uns gegenseitig unser Staunen quittierten, fiel etwas gezwungen aus.

Der Patron winkte und der Garçon ging voran zu einer Treppe, die in die Höhe führte. Dicke, schweißige Mauern; in einer Art Benommenheit gingen wir die Treppe hinauf. Da waren zwei im Winkel aneinanderstoßende niedere Säle, mit je einer Petroleumlampe erleuchtet, von je einem langen schmalen Tisch durczogen, und gleich dem unteren Räume mit lautlosen Schlafenden angefüllt. Bis in den letzten Winkel. Kopf an Kopf lag auf dem Tisch, Rücken an Rücken folgte auf den lehnlosen Bänken, reglos, versteinert. Nur das Saufen und leise Rassel und unsere gepreßten Atemzüge. Ruffhäuser, das schlafende Meer und andere deutliche Dinge gingen mir durch den Kopf. Der Sinn für die Wirklichkeit dieses Anblicks war mir schon irgendwie getrübt. Ich war wie in ein Bild getreten. Diese grauen namenlosen Gestalten waren die Vermischten aus einem finsternen Märchen. Ich sah nur die regelmäßige Wiederholung, den starken Rhythmus dieser endlosen Reihe gekrümmter Rücken auf, und dieser Köpfe, die wie abgeschlagen, dinghaft ruhig und unbehört, stohlköpfig, nebeneinander lagen. Hundertmal dieselbe Geste wiederholt, mit geringen Abweichungen, die nur die Regelmäßigkeit des Hauptmotivs dem Geiste schmerzhafter einbohrten. Auf den meisten der Köpfe hing die schmutzigen Mützen. Die ungeheuren Wülste der wollenen Halstücher rahmten sie ein.

Unmerklich war ich schon an der natürlichen Regung des Mitleids vorbeigeraten in das dunkle Land, das dahinter liegt. Ich hatte eine trübe Bewunderung für den Formgeist dieser Stadt, die selbst das Elend noch so rhythmisch gestaltet. Und konnte doch plötzlich fühlen, wie das Blut in den geklemmten Arterien dieser verkümmerten Körper sich staute, wie die Lungen sich gegen die verpestete Luft sträubten.

Beim Zurücktreten stieß ich mit dem Fuß an einen, der auf dem Boden lag. Er schrak auf und ich erwartete ein Schimpfwort. Aber er, in seinem Schlaf auf nachtem Steinboden durch einen Fußtritt aufgestört von einem, der für das Befehlen dieses Elends einen Betrag bezahlt hätte, um den er sich zwei Nächte in einem Bette hätte kaufen können, er zog die Mütze und murmelte eine Art Entschuldigung. Ich zitterte und gab ihm eine Handvoll Zigaretten, schämte mich dieser Gabe, zog den Hut und ging weiter die zweite Treppe hinauf. Das kalte verschlossene Gesicht des Pariser fiel mir im Lichtschein der Laterne auf.

Es ging an Schlafenden vorbei, über Schlafende hinweg. Sie lagen in den Winkeln der Steintreppe, den Kopf auf die Stufen gebettet. Sie lehnten am Geländer, staken in finsternen Gittern, die für Hunde gebietet haben mochten. Und droben im zweiten Stockwerke sahen sie wieder an langen Tischen, lange Reihen von Rücken und Köpfen, die sich undeutlich im Finstern verloren, lautlos, ohne Regung, feierlich versteinert und verwünscht. Dann ging es zum Dachgeschoß, wo Jahrhunderte altes Gebälk in undurchdringliches Dunkel hinaufwuchs: nirgends ein Winkel, in dem nicht ein Mensch zusammengekrümmt hockte und schlief. Uebereinandergeworfen wie Speiserkrum und zerfallene Möbelstücke lagen sie, zu grotesken Gruppen zusammengebaut. Alles atmete in diesem höllischen Hause; alles war Mensch: der Fußboden, die finsternen Winkel, Hände, Füße, Köpfe, Leiber, wohin wir blickten. Die Luft war wie die eines Harenzingers. Ich dachte an die Welt zurück, die draußen lag, die strahlenden Boulevards, die lichtdurchschäumten Cafés: Niemals, so schien es, konnte man dahin zurückgelangen.

Wir stiegen hinab, der Garçon mit der Laterne immer voran. Jetzt streckten sich aus allen Winkeln lautlos Hände hervor, in die wir Zigaretten und Soufflé legten, als sei das so verabredet und wir zu dieser Verrichtung bestellt. Und während wir mit zitternden Händen in unseren Taschen nach mehr von diesen Dingen suchten, führte uns der Garçon unten über ein offenes Gitter im Fußboden hinweg, durch das man in einen erleuchteten Keller hinabblitzte. War es möglich? Ich sah in der Tiefe, gerade unter meinen Füßen, einen Teil von einem Tisch, darauf vier Köpfe von Schlafenden, zwei von rechts und zwei von links. Zwischen zylindrischen Mauern durchschritten wir enge Gänge, feuchter, verdorbener Brodem schlug von unten herauf. Kalte schmale Steintreppen, dann triefende Gewölbe, nach allen Seiten laufend, und überall Tische und Bänke mit schlafenden Menschen. Diese grauenvolle Regelmäßigkeit, diese schreckliche Ordnung. Und als wir entsetzt und selbst das Herz kaum mehr bändigend, zurückwichen, ging der Garçon stumm hinaus, aber nicht in die Höhe, sondern wieder endlose Steintreppen in die Tiefe der Erde hinunter, wo schon das donnerähnliche Dröhnen der Metro sehr nahe klang. Wieder waren die Gewölbe voll Saufen und Rassel des Meins von Elenden, der Schlußgelang in dieser höllischen Cypode der gekrümmten Rücken, der regelmäßig nebeneinander hingelagerten Köpfe, der in einander verkrampften Gliedmaßen.

Unsere Fassung war dahin. Ich weinte. Dem Pariser war eine deutliche Preische in die trossen urbana geschlagen.

Sorgsam leuchtete der Führer noch in ein finsternes Loch an der Mauer, etwa von der Höhe, daß ein Hund aufrecht hätte hineingehen können. Ich sah nicht mehr hin. Ich mußte, auch da drinnen stecken Menschen, denen die unangeheure Stadt nicht das bühnen Raum zum Ausstreifen ihrer Glieder bieten konnte. Auch da drinnen mußten sie sitzen wie die Toten im Sodergrabe, mit schmerzhaft geklemmten Wdren, die Arnie zur Brust gezogen, um den Schlaf zu finden, das Vergessen . . .

Und im Hinaufsteigen trat mir die wahrnehmbare Raumvergeudung des neuen Paris vor dem Geist: das prählende unabsehbare Hinausfließen der drunkvollen Avenuen, dieser Amosonenströme des Verkehrs, die ungezähmte Ebene der Place de la Concorde, die schlafstarrende Niesenbauten wie

niedere Hügel eingrenzen, die riesigen Höfe des Louvre, der Bois de Boulogne, der Tummelplatz dreifachweiser Reiter und sanfter Automobile.

Ein Opferbedürfnis, das Gefühl grenzenloser Ohnmacht, unvernünftiger Jern hatten mich ganz in der Gewalt. Und ein ruhiges, heimliches Wissen: Zusammengekrümmt und verkrümmt wie asiatische Bildhauer müssen diese Dreihundert, in sinkende Gewölbe gezwängt, allmächtig tief unter der Erde hocken. Und aus verknoteten Körpern steigen qualvolle Druckempfindungen Nacht für Nacht als böse Träume in die dumpfen Gehirne empor, und die Gehirne bewahren sie am Tage, viele Tage, Monate und Jahre lang, bis eines Tages die bösen Träume der unterirdischen Gewölbe sich qualvoll aufbauen, verzweifelt losreißen und in schwarzen, gespenstigen Wettermassen über die Place de la Concorde jagen . . .

Der Patron glöhte uns im Hinausgehen zufrieden an.

## Und keiner blickt zum Glanz der Sterne.

Es ist bald Nacht. Die Sägen kreischen  
Still her aus dem Maschinenraum.  
Die blanken Eisen, sie zerfleischen  
Das Holz von einem Wunderbaum,  
Der irgendwo in heißer Ferne  
Die reichbelaubten Nester redete  
Und seine Blüten nach der Sterne  
So silberhellen Schimmer streckte.

Die Lampen glüh'n in weißer Pracht . . .  
Glüht nur und sprüht — es ist bald Nacht.

Ein Kreischen noch, dann Grabesstille.  
Wie sich das tolle Treiben lüftet!  
Wie mächtig ist doch euer Wille,  
Die ihr so scheu den Saal durchhuscht!  
Das Tor steht auf. Die grauen Scharen  
Beschein die rote Wachtlaterne,  
Und keiner will sich offenbaren!  
Und keiner blickt zum Glanz der Sterne.

Ach ja . . . in dem Maschinenraum  
Zerschnitt man einen Wunderbaum.

Max Barthele

## Bertram - Ohm.

Der Mond war hinter den finsternen Vegetanten vom Hornberggrund hervorgekommen und leuchtete nun silberblau in das neblige Ruhetal hinein. Die Wellen im Flusse rauschten und rauschten am dunklen Uferdamm vorüber. Schweigend hinter der moosigen Steinmauer des Kohlenlagerplatzes standen in den dümmrigen Wiesen die Weiden und Erlen in langen Reihen und schliefen. Und tiefer im Tale, jenseits der künftigen Fescherhügel, schimmerten aus stundenweitem Ferne die finsternen Vogenlampen der „Friedlichen Nachbarschäfte“, hinter denen, über den Bergen der Karl, die letzten, verglimmenden, lichtvioletten Straßen des vergangenen Sommerfestes zur Ruhe gingen.

Ich lag, ein Knabe noch, droben im kleinen Badenzimmer zu Bette und konnte nie immer nicht schlafen, wenn drunten in der Laube vor meines Vaters Hause zu den melancholischen Weifen der Biechhornmonia, die meinem Ohm gehörte, von den jungen Schieppern und Häuerlingen mit ihren verhaltenen Brummstimmen die alten Heimatlieder gesungen wurden. So schön, so innig, bis mir die Tränen ins Auge kamen.

Was machten die denn in der Laube zu nachbeginnder Zeit? Et, die saßen beisammen beim Lampenschein, der vom Stubenfenster durch die schwankeenden Bildweintanken nach draußen drang, tauchten Tabak, spielten Solo, Kapolsen und erzählten sich einander Gruben- und Berggeschichten, die daherum im Lande von einem zum andern wandern.

Die Frau lag im Bett und zog sich die Decke über die Ohren. Und immer, wenn Sturm und Meer mit gewaltigem Anprall an die Düne donnerten, schrie sie leise auf.

Das ging so stundenlang.  
Der Schnee kassierte gegen die Scheiben, und Sturm und Meer wurden nicht müde, Stoß auf Stoß gegen die Höhe zu führen. Mit zorniger Ausdauer, mit grimmiger Geduld arbeiteten sie. Und ihr Frausen und Loben erfüllte das ganze Haus.

Als es schon gegen Morgen ging, gab es ein fürchterliches Splittern und Krachen und Brechen.

Der Mann fuhr von der Chaiselongue auf und schrie: „Die Beranda ist eingestürzt!“

Der Boden wankte, und im nächsten Augenblick brach ein Hagel von Kalk, Steinen, Brettern und Balken durch die Decke des Zimmers.

Das hatte ein fallender Schornstein getan.  
Die Frau war aus dem Bett gesprungen und klammerie sich schreiend an ihren Mann.

Der stand mit großen, entsetzten Augen an der Wand und starrte auf das Loch in der Decke.

„Der Sturm ist im Haus!“ sagte er.

Dann liefen sie schreiend hinaus und riefen nach der Dienerschaft und nach dem Auto.

Als die See und der Sturm ausgetobt hatten, breitete sich heller, freundlicher Sonnenschein über Flut und Land.

Und nun sah man: das Meer hatte den Strand frei und gleich und eben gemacht. Und der Sturm hatte gestürzt und gebrochen, was alt und morisch und schwach gewesen war. Und was sich ihnen eigenförmig entgegengestemt hatte, das hatten sie aus dem Wege geschleudert.

Ein eisernes Gitter liegt dort, das ist verbogen und zertrümmert, als wäre es aus Streichhölzern gemacht. Die Betonhöhe hat die See aus dem Dünenfande gewaschen und hat ein wenig Hangelball damit gespielt. Sie bilden keine Mauer mehr; sie sind ein zerbrockelter Haufen von Trümmern. Sie hat tiefe Röhren und Schäfte in das hohe Ufer gefressen, hat alte Bäume bei den Wurzeln gepackt und sie in den tobenden Wind geschleudert. Ein Teil des Hauses ist niedergebroschen, und der Rest wird bald nachstürzen. Er hängt über der Tiefe. —

Gestern fanden die Fischer unten an ihrem kleinen Hafen ein Gmäs, das sie mühsam aus dem Sande graben mußten. Sie richteten es auf. Es war ein armstarker Eisenpfahl; er stak noch in einem Betonloch und war krumm wie ein Hühnerhaken. Er hatte lange prächtig an der Spitze gestanden; nun aber verharzte er in einer tiefen Verbeugung vor der Macht der Elemente. Und auch

redeten sich an den Pforten empor, mit Schildern, darauf in großer Schrift stand:

**Privatbesitz! Eintritt streng verboten!**

Darüber murkte wohl mancher, der früher gern auf diesen Pfaden gewandelt war und sich an Wald und Meer erquickt hatte, darüber murkten vor allem die Fischer, die nun einen großen Umweg machen mußten, wenn sie vom Strande nach Hause gehen wollten oder umgekehrt.

Der Besitzer lachte darüber. „Es hat mein Geld gekostet,“ sagte er, und das glaubte er wirklich. „Niemand und nichts soll ohne meine Einwilligung hier eintreten!“

Und so, im Bewußtsein seiner Macht, sah er im Sommer oben auf der Beranda vor seinem Palast, blühte behaglich auf das sonnige, schimmernde Meer hinaus und freute sich seiner lasttragenden Gebuld. Und wenn sich einmal ein scharfer Wind erhob, dann schloß er die Beranda und lachte über die Ohnmacht der Wellen, die den breiten Strand überpülten, aber das eiserne Gitter bei weitem nicht erreichten.

Es gab zumweilen Kengstliche in seiner Gesellschaft, die sagten: „Das Meer ist unheimlich auch in seiner Ruhe; denn man weiß nicht, wie böse es werden kann!“ Und mit leisem Schauer und verlorenem Blick sahen sie hinzu: „Wenn einmal —“

Er ließ sie nicht antworten und lachte: „Ja, wenn mein Haus da unten stünde! Aber hier oben? Du lieber Gott! Was das Meer schimpfen, wenn's ihm Spaß macht. Keine Betonmauern sind die und fest. Außerdem aber,“ er wies lachend auf den eisernen Pfahl unten an der Pforte: „Privatbesitz! Eintritt verboten!“

Da lachten auch die anderen befreit auf und bewunderten seine Furchtlosigkeit.

Der Sommer verging. Es kam der Herbst und brachte stärkere Winde. Weiter, viel weiter als im Sommer rauschte die Flut über den Strand. Von den Sandbunzen der Kinder war schon längst keine Spur mehr. Glatz und eben dehnte sich das sandige Ufer bis zu den niedrigen Vorbänen hinauf, auf denen der dürre Strandhafer und hier und da eine verkümmerte Weide im Winde seufzte.

Es wurde Winter, wurde Weihnacht. Schnee rieselte nieder. Tagelang. Unruhig mochte die See. Heute leckte sie bis auf die Vorbänen hinauf, morgen sank sie wieder wie matt zurück.

Eines Tages aber kam ein Mann in langen, schweren Wasserstiefeln aus dem Fischerdorf heraus, ging zu dem Pfahl, der unten am Strande in der Erde steht und hakte einen großen schwarzen Ball am Pfahl empor. Da fuhr die Fischer nicht hinaus, und die draußen waren und den Ball vom Wasser aus sahen, hoben ihre Reize und kehrten schleunigst heim; denn alle wußten: Nun kommt der Sturm.

Und am gleichen Tage flamte oben in dem großen Hause auf der Düne das elektrische Licht auf. Der Herr war mit seiner Frau gekommen, um einmal das Winterpiel der Wellen zu sehen. Er stand in der geheizten Beranda und sah mit einem Fernrohr auf die bewegte Flut hinaus.

„Wie interessant!“ sagte er. Und seine Frau fügte hinzu: „Sehr interessant!“

Die Dünung der See ward kürzer, die Wellen schwoßen auf, und schaumiger sprügte der Gischt an den Vorbänen empor. Die Abenddämmerung mischte sich mit dem Schnee, der in unzähligen Fladenwirbeln die Luft erfüllte — und plötzlich fuhr ein Schlag gegen das Haus, daß das Gebälk der Beranda wie im Schreck aufschlug und bebte. Der Schnee kassierte in Fladen gegen die Fenster, und jede einzelne Scheibe erzitterte.

Die Frau des Hauses erschrak und sagte kurzscham: „Die See kommt!“

Er lachte verzächlich: „Keine Betonmauern!“

Und er versuchte hinauszusehen, um das zu schauen, was da unten vorging. Aber vor seinen Augen tanzte nur ein wildes Meer von Fladen, und die See schien ein einziger Gischt geworden, der mit wilder Wucht heranzürmte. Er leckte über die niedrigen Vorbänen, verschlang sie, löste sie auf und bildete unten an der Mauer einen tosenden, tanzenden, gelben Strudel.

Und während unten die See wütete, folgte oben ein Sturmstoß dem anderen. Die erste Scheibe brach und fiel stürzend zu Boden; die zweite folgte sofort hinterher, und eine Sekunde später flog ein ganzer Flügel aus dem Rahmen und splitterte krachend ins Haus.

Die Frau schrie auf und stürzte.

Er folgte ihr fluchend.

Das Licht erlosch. Finsternis umgab sie in allen Räumen.

„Kurzschluß!“ sagte er, rief die Dienerschaft und ließ Kerzen bringen.

Aber der Sturm verfolgte sie.

Mit tausend Häuten hämmerte er gegen das Haus und schüttelte es. Er warf erst einen Ziegel aus dem Dach und dann einen zweiten. Und als er seine Hand erst hineinstrecken konnte, ergriff er gleich ein paar Sporen auf einmal, brach sie in Splittern und polterte damit auf dem Boden umher. Von der Decke des Schlafzimmers stürzte der Kalk, und der Kronleuchter wiegte sich hin und her. Der Sturm kniete eine hundertjährige Kiefer und warf sie donnernd gegen das Haus. Er tobte um alle Fenster, heulte im Schornstein und klappte mit den Läden. Die Düne zitterte von den Schlägen des heranzürmenden Meeres, und das Haus bebte von den Grundmauern bis zum Dachstuhl.

„Jetzt bricht es sich die Zähne an meinen Betonmauern aus!“ lachte grimmig der Mann.



Jetzt hatte an diesem Abend Heinrich, der Hapellmoch, sein Begleitmüßgebrach, ein drales Mädchen, dem er sich versprochen hatte und daher stand nun ein Bier in Bechern und Krügen.

Horch! Da erklingt einer was! Ich spürte die Ohren, schlich auf den Felsen ans Fenster und klinkte leise den Flügel auf. Mein Vater sprach da drinnen unter dem mondbelichten Fensterrahmen. Er erzählte den jungen Gefellen die Geschichte von meinem Vertraum-Och, unserm stillen Hausgeist, der seit seinem traurigen Unglück, das nun schon fünfzehn Jahre her war, immer bei uns in der Küche am Kachelofen im Binsensstuhl gesessen. Der nur immer mit sich selber murmelte, teilnahmslos lächelte und auf der Ziehharmonika, die mein Vater ihm einst geschenkt, seltsame Weisen spielte, von denen kein Mensch was verstand.

„Jungs!“, hub mein Vater an, „nun laßt einmal die Karten liegen und rückt ein bißel zusammen. — Also ich arbeitete damals erst seit drei Tagen mit Bertram zusammen auf dem „Lachedumstollen“ im Flöz Lebelgönne. Eine Muldenstrecke war ausgefahren und lag jetzt in Stundung, weil es damals hier bei uns im Südberggebiet an Arbeitsleuten mangelte.“

Jan Herbrügge, der Steiger, hatte uns beiden angewiesen weiterzutreiben, und zwar sollte Bertram im Orte bleiben, während ich den Verbindungsüberhauen nach oben trieb.

Na, das war nun gut. Wir taten denn auch, was wir konnten. Aber es ist nicht leicht, im Flöz Lebelgönne berggeracht zu schaffen, das weiß jeder, der einmal in der vermaledeiten Röhre gearbeitet hat. Besonders hier, wo das Hangende so glatt, scharf gerissen und schulpig war. Doch wir pakteten auf, daß wir die Kohle, die sechs Fuß Mächtigkeit hatte und von den unwiderstehlich drückenden Nebengebirgen nur so herausgequiecht wurde, bewältigten und weggeschafften. Und hatten Glück. Während dreier Tage.

Der Steiger war mit uns zufrieden und trauete uns. Wir trübten jeden halben Fuß, den wir am Strange lösten, sofort mit Holz zu und alles schien gut zu gehen. Drei Zimmerungen hatten wir bereits vor, fest verlegt und verholzt, nach allen Seiten richtig in Bräme und Sohle und waren jetzt am Sonntagmorgen, in der vierten Schicht, jeder für sich am Lösen und Weiterfahren.

In meinem Kuschel stand Feuer, dick und dumpf, daß ich nichts machen konnte, bevor nicht eine Wettermühle da war und die gestauangere Luft hinausströmte. Gegen 9 Uhr kam der Steiger, sah, daß alles so weit in Ordnung war und versprach, am nächsten Morgen einen Drehungen mit einer Röhle herzuführen. Solange sollte ich heute selbweil im Orte bei Bertram bleiben.

Ihr wißt ja, wenn die Kohle knallt und auswirft, daß man meint, die ausgeküstete Erde wolle zusammenbrechen wie ein Kattenhaus, wenn es rumpelt im Holz und knirscht im Gestein, wenn die Wetter klagen und sausen und die Bläser aus dem gerissenen Hefenschnell leise piepen, dann regt der Bergmann sich noch kaum. Denn das alles gehört ja dazu.

Aber Flöz Lebelgönne, das machte es anders. Das war immer so still, so heimlich ruhig und lauernd. Das knirschte dort und hier und dort im Dunkeln, als sah ich in jedem Winkel ein hinterlistig Knabstier drinnen. Und dann ging das ab und zu in die Stille hinein: Wupp! Kums! Hinter und vor uns stürzten Hausaufwirbelnd die Labungen der müden, muffigen Kohle auf den Bergzug, rieselte die stimmerde, schwarze Flut auf unsere Leibter Finad, in unser Werk und bedeckten das Gefänge.

„Ich sagte zu meinem Bruder, der Dreißelsteier war: „Bertram, laß und zurückgehen! Daß den Tivelsgefellern erst ruhig sein. Das gibt nichts Gutes!“

Er lachte: „Ha! Wump! Die Zimmerung muß vor. Sonst ist mal erst alles vorbei. Sollen wir uns beladen und nachfragen lassen? Junge pack an! Sei nicht bange.“

Na, da gings wieder. Aber mit Hangen und Bangen, das sag ich Euch.

Wir kamen auch dazu, das Klappholz zu decken und waren gerade dabei, Buchenscheite mit dem dicken Hammer dicht bei dicht einzumauern. — Jungs! Da gings los! Vermaledeit! Wie ich es mein Verblag noch nicht gedert. Hinter uns, vor und über uns brach es wie auf Kommando herein, mit einem einzigen Krach, daß ein Fortlaufen gar nicht mehr zu denken war. Wässige, bleischwere Kohlenwuchten stürzten, flossen, brauten sich wie Dämme um unsere Arme, preßten sich in unsere Schuñ, in jede Kleiderfalte und hielten uns fest. Und der Staub, so dick, daß man ihn hätte mit Händen fassen können, umwallte uns, drohte uns zu erstickten. Es war ein Graus.

Ich schrie und wehrte mich verzweifelt gegen die entsetzlichen Gedirge. Als der Staub sank und dünner ward, leuchtete das blinkende Licht meiner Lampe, die ich fürsorglich einige Meter zurück ins Holz geklemmt hatte, in ein graulich Bild hinein. Meine Augen flackerten vor Angst und No, denn dahinter vom liegenden Stroh prasselten immer neue Lagen hernieder und drohten mich ganz zu verschütten. Meine Arme unklammerierten, was da war, ich rief an meinen Beinen, sinnlos vor ohnmächtigen Jotn und Wal. Aber ich sah fest, so tief und sicher in schwarzem, schwerem Kohlenstaub, als wäre ich halb in der Erde begraben.

Und um mich herum ein einziger Bruch, ein Durcheinander von Holz und Stein und Kohlen im graufigen Dunkel, daß ich meinte, zu viel zu kriegen.

Von Bertram hörte ich nichts, kein Wimmern und kein Klagen. Er muß eins getriegt haben und tief drinnen stecken. Laut und ängstlich rief ich seinen Namen, aber nichts regte sich.

Da sah ich plötzlich — glaubte vor Schreck erstorben zu müssen — seine Hand aus dem finsternen Kohlenhaufen, aus dem rieselnden Staub hervorragen. Ich sagte Euch, seine Hand mit den fünf Fingern. Und sie bemogten sich, zitterten, kralten sich zusammen, als ob sie etwas greifen wollten, als ob sie schreien wollten, bitten, flehen: Hilf mir!

Und ich konnte doch nicht los, nicht helfen. Wie eingemauert sah ich im Kohlengrunde fest.

Jungs! Ich raste. Mit dem Händen, die ich noch frei hatte, kratzte und warf ich wie unfürmig die erdarmungslos stiehende Staubflut zur Seite in die Strohkeine.

Aber es half nichts, half alles nichts. Je mehr ich scharrte, desto stärker war der Nachsturz. Er stieg an mir hinauf, so viel ich mich auch wehrte, drückte meinen Leib zusammen, legte sich schwer um meine Rippen, machte meinen Atem kurz und die Kraft in den Armen lohm.

Da gab ich den Kampf auf und bereitete mich vor. Betrachtete alles noch einmal genau. Da drüben hing meine Lampe, die treue Trösterin der Nacht, die mir aber zugleich auch das grauenvollste Bild meines Lebens zeigte.

Da konnte nun nichts helfen. Menschen so fern. Und ringsumher die gebrochene Schlucht. Ad und zu kitzten die Felscherben, bollerten stürzend an meinem Kopfe vorbei. Hinter mir, aus den Spalten des hängenden Gesteins, hauchten warme, besäubende Wetter über mir her.

Und dort, wenn ich die staubbrennenden Augen öffnete, ich wagte kaum hinzuschauen, dort stand die Hand im Null, die herausragende Hand, die sich zusammenkralte und wieder öffnete. —

Wie lange ich da begraben geblieben, das wußte ich damals nicht. Ich glaubte, daß Tage und Nächte vergangen seien seitdem. Mit offenen Augen stand ich da, stierte geradeaus und dachte und wußte nichts mehr. —

Am selben Tage noch holten sie uns heraus. Als ich frei ward, half ich mit, was ich konnte, bis wir den Bertram hatten. Der lag nun für tot. Als wir ihn aber zu Tage gebracht, ins helle Sonnenlicht, da kam er zu sich und schrie und schlug um sich und kannte keinen Menschen mehr. Da konnte jeder sehen, daß er verrückt geworden war. —

Mein Vater schwieg. Da war es stille im Kreis herum. „Donnerdiesem!“ sagten die jungen Kerle und räusperten sich. Riefe, das Begleitmüß, rückte zur Seite aus dem Bereich des Lampenscheins und schmeigte sich besorgt an den stolzen Arm ihres Gefellen.

„Ritunter,“ so fuhr er zu erzählen fort, „träumt er des Nachts von jenen Tagen. Dann rührt er sich im Bette oder durch im Zimmer umher, in den hellen Mondschein hinein, der glöht die Dachlufe fällt und fängt an zu rufen: Lukas! Wir haben einen Sprung im Damm! Die Kohle ist angebrannt! Hol den dicken Hammer heran, wir wollen das Dämmeloch zusammenschmeißen! — Zuweilen springt er auch nackten Leibes auf den Beinen umher, singt und lacht und tastet mit den Fingern an der Wand entlang, hinter der der Junge schläft, trommelt mit den Fäusten: Hol! Du Bengel, wirst du schlafen? Hol! Es ist Zeit! Du mußt zu Schacht!“

— So lag ich in meiner Jugendzeit manches liebe Mal droben im kleinen Vobenzimmer zu Bette, halb wachend, halb schlafend und träumend. Drunten in der Laube war dann alles still geworden. Frieslich schimmernde das ganze Haus. Und in mein halbgeöffnetes Fenster hinein hauchte das neblige Dunkel der schweren Heimatnacht. Otto Wohlgemuth.

# Vom Jahrmarkt des Lebens. Johannes der Dulder.

Lagein, lagaus müht sich Herr Reichstagspräsident K a n n e s K a e m p f im Schweiß seines Angesichts, die Reichstagsverhandlungen durch Austellung von Ordnungsstufen etwas zu beleben. Wenn der Groll der Rechten bei den Präsidialkollegen des Herrn Kaempff auch manchmal verlagert: wenn er die Glode schwaung, dann braucht auf der rechten Seite nur ein schüchternes Oh! zu ertönen, flugs hat der Redner der Linken an der unmöglichsten Stelle seinen Ordnungsstuf weg. Herr Kaempff hält auf gute Sitten, denn er verkehrt ja bei Hofe, d. h. er darf am Geburtstag des Kaisers seinem Allerhöchsten Herrn die alleruntertänigsten Glück- und Segenswünsche des Reichstages darbringen. Wenn er dann sein Sprüchlein aufgesagt hat, empfangen er und die beiden Bize einen kuffelligen Händedruck: ein vorchriftsmäßiger Wackling und froh beglückt zieht jeder heim zu Kuitern.

Das heißt, so soll es sein! Das letzte Mal ist Johannes Kaempff tiefgedrückt nach Hause gekommen. Wilhelm II. hatte für ihn als Vertreter der Quasellbude keinen kuffelligen Händedruck, sondern nur ein gleichgültiges Nicken. Doch Herr Reichstagspräsident Kaempff wird feurige Kohlen sammeln. Mit gewohnter Meisterhaftigkeit wird er nach wie vor seine Glode schwingen und Ordnungsdruse an den unmöglichsten Stellen erteilen.

## Der Held von Zabern.

Ordensfest und Gedursttag sind verlaufen. Sielen haben die Festtage Auszeichnungen, Orden und Titel gebracht. Selbst Reuter hat seinen wohlverdienten Orden getriegt. Nur einer ist ganz übergegangen worden: Herr v. Forstner, der Lappus des preußischen Leutnants, den uns keine Nation nachmacht. Das konnte man wahrlich nicht erwarten. Vor allem nicht nach der schneidigen Rede des Kriegsministers v. Falkenhayn, der unter Hinweis auf die treffliche Haltung des jungen Offiziers davon sprach, daß das Heer solcher tüchtigen und heldenmütigen jungen Heerführer dringend benötige. Und der Dank: Kein Orden! Da muß man ja bei aller Lokalität an der preußischen Gerechtigkeit zweifeln. Denn die Gerechtigkeit fordert, daß der junge, schneidige Heerführer entsprechend ausgezeichnet wird. Hat er allein doch durch seine militärische Manneszucht es zuwege gebracht, daß Klarheit darüber geschaffen wurde, daß in Preußen nicht etwa eine ungelöste Demokratie herrscht, sondern daß über dem Volke eine militärische Obrigkeit schwebt, die den Schuldigen strafft, den Unschuldigen freispricht.

Und trotzdem nicht einmal die Verdienstspinnelle!

## Noch einmal der Held von Zabern.

Der arme Herr v. Forstner kommt aus den Sorgen und Kränkungen gar nicht mehr heraus. Kaum hat er vor dem Kriegsgericht überzeugend nachgewiesen, daß er bei der Attade auf den lahmen Dettweiler Schußmacher in Kottweil gehandelt hat, wollen sie dem jungen Heerführer schon wieder etwas am Zeuge kliden. Am 17. Februar 1904, wie schon bekannt, vor dem Zaberner Landgericht eine Zivilklage gegen Leutnant v. Forstner an. Die Eltern eines jungen Mädchens klagen auf 2000 Mark Schadenersatz wegen Verführung ihrer Tochter. Aber ein Unglück kommt selten allein. Auch die Militärbehörde hat eine Untersuchung wegen Verletzung des § 159 (Verführung Minderjähriger) eingeleitet. Bitte recht zu verstehen: nicht etwa wegen Verführung des jungen Leutnants, sondern wegen Verführung eines kaum der Schule entwachsenen 14½-jährigen Mädchens.

Es ist ja nur ein 14-jähriges Bürgermädchen. Da wird es wohl Herrn v. Forstner nicht schwer fallen, nachzuweisen, daß er einem groß angelegten Wadesplan zur Vernichtung seiner Person erlegen ist und daß er in Putativnotwehr handelte, als er die Attaden der Sterzgebirgen in entsprechender Weise abwehrte. Wenn das nicht durchschlägt, kann sich v. Forstner auf den § 198 berufen. Hat er doch nur in Wahrung berechtigter Interessen auf die beleidigenden Angriffe des Mädchens durch eine tätliche Beleidigung geantwortet.

ein Stück von dem Schild war noch daran. Ein Stück nur. Und einer las: „Privatbesitz — verboten!“

Da sahen die Fischer einander an und lächelten. P a p.

## Landtagswahl in Finkenkrug.

In seinen „Wanderungen durch die Mark Brandenburg“, und zwar im dritten Teil, wo das Havelland beschrieben wird, kommt Theodor Fontane auch auf die Landtagswahl zu sprechen, wie sie um 1851 vor sich gegangen ist. Er wanderte um jene Zeit durch den Riefelung, westlich von Wandau, und traf in der bekannten Waldwirtschaft zum Finkenkrug ein, wo gerade Landtagswahl war. Was er dort sah, hat auch heute noch seine Bedeutung. Lassen wir ihn also erzählen:

„Ja, vor zwanzig Jahren! Das war ein Tag, gerade so kalt, wie der heutige warm ist, und wir hatten Wahl in Finkenkrug.“

In Finkenkrug?

Ja, in Finkenkrug. Er mag dadurch poetisch verklären, mehr verlieren, als er politisch gewinnt, aber ich kann es nicht ändern. Es war in Finkenkrug, und ich kam mit dem Falkenhagener Oberförster hier des Weges. Die Pferde waren ganz weiß, der Wald glüherte; ich habe kein Wortliches gesehen, so tot war der Wald.

Und Sie kamen an und stehen auf das leere Rest? Jeder war zu Hause geblieben?

Gelächeltes. Viele Hunderte waren da, immer neue Schritten führen an, und ehe eine halbe Stunde um war, war es nicht mehr möglich, die Ankommenden und Hereindrängenden in den Stuben unterzubringen. Da rief Oberförster Brand: „Wir machen ein Feuer und tagen draußen!“ Allgemeiner Jubel. Er war Oberförster, und die paar Klatter Holz, die nun bald lichterloh und mit Gepraßel an zu brennen fingen, wird er wohl noch oben hin verdefendiert haben. Es war ein entzündendes Bild. Der glühende Wald, das veränderte Haus, auf dessen weißes Dach die roten Lichter fielen, und um das Feuer herum, in Welle gewickelt, all die havelnischen Wredoms, die Ribbeds, die Düntkens, Ersten von Selbenlang, Affemann von Schönwalde, dazwischen die Pastoren in ihren Filial-Weisemänteln, endlich die Antiker und Anechte mit ihren Verbededen. Jede Stimme galt. Der alte Landrat von Hobe präsierte und versicherte uns einmal über das andere, daß von P a t o w Poisdamm gewählt werden müsse.

Und was wurde?

Nun, er wurde gewählt. Aber nicht ohne Zwischenfälle. Es muß wahr sein, nie habe ich solche Verteilung von Grog und Glühwein gesehen. In solchem Moment höchster Hitze sprang der Oberprediger aus Stremmen, ein scharfer

Liberaler, auf die Tribüne und schrie: „Was wollt Ihr jungen Rost in alte Schlücker lassen; weg mit Patow, ich stelle mich zur Wahl.“ Und sein Anhang rief ihm Bravo zu. Aber ein Pächter aus Pressentin, der schon völlig unter Grog stand, schrie in die Versammlung hinein: „runter mit ihm und hinein ins Feuer.“ Allgemeines Gelächter. Aber der Oberprediger, der kugelförmig nicht abwarten wollte, wieviel hier Ernst oder Spaß war, (denn einige sahen bereits zu) reitete sich durch einen Sprung und verschwand im Unterholze des Riefelung. Er hatte den Tag nicht vergessen können.

Ja, so mochten sie's dazumal und so machen sie es auch noch heute, wo sie können.

## Die Empfangsformel.

Es war ein dringendes Bedürfnis, für das Gespräch bei Pfostenempfangen eine feste Form zu finden. Die alte und heraldische Formel „Es hat mich sehr gefreut. Es war sehr schön!“ war doch allmählich etwas veraltet und auch durch ungeschöne und respektlose Aechze der Witzblätter in ihrer Bedeutsamkeit und Wirkung für die Massen geschädigt worden.

Nach einem jüngsten Vorgange aber weiß man nun, wie solch ein Gespräch würdig, sachlich, kurz und treffend zu verlaufen hat.

Wuster (bei Empfang eines Stadiverordneten, Vorsetzers): Die Rajestät: „Kun, walten Sie hier Ihres Amtes?“ Der Stadiverordnete: „Jawohl, Rajestät!“

Das ist einfach unübertrefflich. Trifft den Nagel auf den Kopf; geistreich; und doch, der knapp bemessenen Zeit solcher Empfänge entsprechend, bündig.

Wir schlagen weiter vor: Bei Empfang einer Beamtenkorporation: Die Rajestät: „Kun, sind Sie in diesem Bureau tätig?“ — „Jawohl, Rajestät!“

Einer Gruppe von Strafgefangenen: „Sie sitzen hier also Ihre Strafe ab?“ „Jawohl, Rajestät!“ „Eines Kriegervereinsvorsandes?“ „Kun, Sie also haben sich im Hurrarufen?“ „Jawohl, Rajestät!“

Beim Besuch einer Kreisblattredaktion: „Kun, Sie schneiden hier also die „Tägliche Rundschau“ aus?“ „Jawohl, Rajestät!“

Beim Empfang einer Studentenabordnung: „Sie widmen sich also Unterstudien?“ „Jawohl, Rajestät!“

Beim Besuch einer Kirche: „Kun, Sie predigen hier also vor leeren Bänken?“ „Jawohl, Rajestät!“

Beim Empfang einer Arbeiterabordnung: „Sie erwerben sich also durch Ihrer Hände Arbeit Ihr Brot?“ „Jawohl, Rajestät!“ — Aber oft etwas wenig! Nag.

## Der Habersack.

v. Didenburg-Januschau in Thorn: In Bezug auf die preussische Wahlrechtsfrage heißt es: „Sack vom Sack, 's ist Haber drin!“

Es war einmal ein Habersack, Si — Sa — Habersack, Den sah voll Reib das Pöbelpad, Si — Sa — Pöbelpad, Doch konnte es nicht ran, Diemell so mancher edle Gaul Nie kriegte doll genug das Maul Und wollt' siets noch mehr han.

Es sah auf diesem Habersack, Si — Sa — Habersack, Ein fetter Herr im Adelsrad, A — A — Adelsrad, Und hielt sich seinen Bauch: Ich siße hier gar weich und warm Mit einem diegefüllten Darm So rund als wie ein Schlauch.

Der Habersack, es ist mein Thron, Thri — Thra —, ist mein Thron, Gehelligt durch die Tradition, Tri — Tra —, Tradition: Er gibt mir alles her. Denn freh' ich mich auch dick und dhum Und freh' ich ohne anzuruhn: Der Sack wird niemals leer.

Ich wäre ja kein edler Sproß, i — a — edler Sproß, Ich wäre ein Rhinoceros, Rhi — Rha — nozeros, Gäh' ich dem Plebs und Pöd Auf diesen Jutterrad ein Recht. Hifi, haha, du dummer Anecht, Hand weg vom Habersack!

Espervogel der jüngste.



## Der kluge Bulle.

Es ist bekannt Ostbeliens Flur  
Als eine Gegend, wo Natur  
Noch rein und unverdorben waltet,  
Wo man dem König Treue hält,  
Wo froh und froh der Gutsheer schaltet,  
Und jeder streng „echtpreußisch“ wählt.

Woh dem, der dort nicht tren betwahrt  
Die vorgeschriebene Denkungsart,  
In Acht und Bann wird er getan!  
Nicht er allein: sein Weib, sein Kind,  
— Denn böses Beispiel steckt an! —  
Sein Knecht, sein Esel und sein Kind!

Ein Mann, bei dem dies — ach! — der Fall,  
Der hatte eine Kuh im Stall,  
Von der er gern ein Käblein hätte.  
Und spricht zur Frau darum der Mann:  
„Bring' unterm Herrn die Kuh, Bissete,  
Dah sie sein Wulle deden kann.“

Der Gutsheer aber rief empört:  
„Die Ford'ung find' ich unerhört!  
Wein Bull', ein Königstreues Tier,  
Sollt' sich mit Eurem Käblein paaren?!  
Als „Sozi“ seid bekannt Ihr mir;  
Der Witte kann ich nicht willfahren.“

Und während noch sich stritten beide,  
Kam just der Bulle von der Weide  
Und sah das schlanke Käblein stehn,  
— Ihn dünkt es ein gar holdes Bild! —  
Er kommt nicht lange widerstehn  
Und — hat den Wunsch der Frau erfüllt.

Und denkt: Dies scheint mir Unverstand  
— Wie klug ich sonst den Herrn auch fand —,  
Verquidt er Politik und Liebel!  
Dies Käblein mir gar wohl gefällt:  
Sollt' ich bezähmen meine Triebe,  
Woh weil sein Herr nicht „recht“ gewählt?!

Ich glaub, hier hab ich wohl getan  
Und — hatt' auch meine Freunde dran!

G. E.

## Aus Groß-Berlin.

### Der Hof-Manikure.

Berlin ist jetzt zu internationaler Bedeutung gelangt. Nur wenige unserer Mitbewohner werden wissen, welchen Wundermenschen wir in unseren Stadtmauern beherbergen. Aller Herren Länder werden uns beneiden — nicht um Herrn Dr. jur. v. Jagow, sondern um den — Hof-Manikure. Die „National-Zeitung“ gibt davon Kenntnis, daß hier der Mann lebt, der sich erbietet, „in wenigen Wochen den Fingern eines stolzen Schöpfers die Form und das Aussehen der zarten Hände einer großen Dame zu geben“.

Was sind da alle die anderen großen Künstler, die Maler, Bildhauer und Architekten, gegenüber diesem allerneuesten Hand- und Fußschönheitskünstler. Wilhelm Schay ist der Name dieses berühmtesten unserer Zeitgenossen, dessen Kunst „so manche zarte, wohlgepflegte Hände und Füßchen unserer Schönen ihr appetitliches Aussehen verdanken“. Mit großer Befriedigung und gewissem Stolz wird berichtet, daß neben den Kreisen unserer hiesigen und rheinischen Großindustriellen auch die Kaiserin und fast sämtliche Mitglieder des königlichen Hauses sich der Pflege dieses talentvollen Erdenbürgers anvertrauen. Selbst die kleinen Söhne des tapferen drausgängerischen Obersten der schwarzen Fusaren werden von ihrem dritten Lebensjahre ab in die Behandlung des Tausendkünstlers gegeben. Speziell die amerikanischen Milliardäre sollen sich förmlich nach seiner Pflege reißen. Und man muß sagen, es lohnt sich dieser Beruf für das Portemonnaie. Wurden ihm doch für eine Reise nach Nizza, die er unternommen hatte, um den Händen und Füßen des Auftraggebers durch Pomadieren, Polieren und Massieren die richtige Farbe, Länge, Breite und Stärke zu geben, 1500 M. gezahlt. Die „Nationalzeitung“ ist schon gespannt auf die Memoiren, die dieser „Gentleman-Manikure“, der mit „historischen und bedeutendsten Persönlichkeiten“ in Berührung gekommen ist, dereinst veröffentlicht werden.

„Berlin ist die Stadt des Luxus geworden“ — wir möchten hinzufügen: auch eine Stadt des Elends, in der beinahe 100 000 Arbeitslose den größten Entbehrungen für sich und ihre Familien preisgegeben sind. Welche Not und Entfremdung bedeutet das Schwimmen der Schwielen auf den arbeitsgewohnten Händen des schaffensfreudigen Arbeiters, den die Krise zu unfreiwilligem Feiern zwingt. Bedeutet doch jede Stunde der Arbeitslosigkeit für ihn Verlust von unschätzbaren Werten. Während auf der einen Seite für die Kinder der „höchsten und allerhöchsten Herrschaften“ die unsinnigsten Beträge für derartigen Firtanz ausgegeben werden, müssen Proletarierkinder schon in ihrer frühesten Jugend mit Hand anlegen, um mit beitragen zu helfen, das Allernotwendigste zum Lebensunterhalt zu verdienen, oft ihre geistige und körperliche Gesundheit opfern, um den Reichen und Reichsten diesen mondänen Luxus zu ermöglichen. Zehntausende von Proletarierfamilien hausen in dumpfigen Mietskasernen, in denen die gefährlichsten Seuchenherde zu finden sind! Zehntausende von Arbeiterkindern gehen an Unterernährung jährlich zugrunde. Fast täglich bringt die Presse Nachrichten über Selbstmorde aus Nahrungsmangel, gibt sie Kenntnis, daß da und dort Obdachlose aufgefunden worden sind, die vor Entkräftung umgekommen sind — und gegenüber diesem namenlosen Elend die Verkündung, daß „Berlin der Boden geworden ist, in dem Luxus und Eleganz blühen“!

Wahrlich, wir leben in der besten der Welten!

### Ein spekulativer Pfarrer.

In der Lutherkirche in Berlin waltet ein evangelischer Pfarrer Dr. Wessel seines Amtes. Dieser Mann scheint über den Wert der irdischen Güter mit dem Nazarener nicht ganz einer Meinung zu sein, wenigstens nicht in der Praxis. Er scheint sogar besonderen Wert darauf zu legen, möglichst schnell viel irdische Besitztümer sein eigen nennen zu können. Und so kam der fromme Gottesmann in seinem früheren Wirkungskreis in Mülheim a. Ruhr auf den Gedanken, unter die Börsenspekulanten zu gehen und mit dem Pfande zu wuchern. Dabei geriet er auch in die Hände eines sogenannten Anwierbankiers, der kürzlich in Dortmund unter der Anklage stand, gegen das Börsengesetz sich vergangen und in gewinnstüchtiger Absicht andere unter Ausbeutung ihrer Unerfahrenheit zu Börsenspekulationen verleitet zu haben. Wegen dieses Delittes wurde der Angeklagte freigesprochen. Wie aus dem Verhand-

lungsbericht hervorgeht, war auch der Pfarrer Wessel als Zeuge geladen, der ein Opfer des Angeklagten sein sollte. Die Verhandlung ergab aber, daß der gelehrte Gottesmann in Börsensachen recht erfahren war. Wie der Angeklagte erklärte, sei Herr Wessel einer der gerissensten Kaufleute gewesen, den er je kennen gelernt habe. In einem Gerichtsbericht über die Verhandlung heißt es unter anderem:

„Fünf Jahre bevor er mit ihm, dem Angeklagten, in Geschäftsverbindung getreten sei, habe er bereits bei einer Rülheimer Bank spekuliert. Pfarrer Dr. Wessel wurde als Zeuge vernommen. Der Angeklagte gab zu, daß er mit dem Angeklagten in Geschäftsverbindung gestanden habe. Er habe indessen nicht die Absicht gehabt, zu spekulieren. Der Angeklagte habe ihm jedoch fortgesetzt Börsenberichte zugefandt. Nur dadurch habe er, Pfarrer Wessel, sich gewissermaßen moralisch verpflichtet gefühlt (1), dem Angeklagten etwas zu verdienen zu geben. Die Zusendung der Börsenberichte habe er als eine außerordentlich große Klugheit angesehen, für die er sich lediglich habe revanchieren (1) wollen. Im übrigen beuerrte Pfarrer Wessel, er sei in Börsengeschäften absolut unerfahren. Auf die Frage des Angeklagten, ob er früher nicht schon spekuliert habe, bestritt Pfarrer Wessel dies allerdings, gab aber zu, schon früher einmal Aktien der Deutsch-Luxemburg-Gesellschaft gekauft zu haben. Der Angeklagte behauptete, daß dies Papier eines der wildesten Spekulationspapiere sei. Auf sehr eindringliches Befragen des Verteidigers gab Pfarrer Wessel schließlich auch die Möglichkeit zu, vor seiner Verbindung mit dem Angeklagten schon Aktien der Nombacher Hütte besessen zu haben. Pfarrer Wessel schuldete dem Angeklagten schließlich 6000 M. Diesen Betrag hat der Pfarrer jedoch nicht bezahlt, sondern der Forderung des Angeklagten gegenüber den sogenannten Differenzeinwand erhoben. Die Erhebung des Differenzeinwandes gilt bekanntlich im allgemeinen in Handelskreisen für sehr unfair. Die Forderungen des Bankiers aus Spekulationsgeschäften sind nicht einlagbar, wenn ihnen gegenüber der Differenzeinwand erhoben wird. Pfarrer Wessel gab in der Verhandlung zu, den Differenzeinwand erhoben zu haben. Im übrigen beantragte der Verteidiger des Angeklagten die Verlesung einer Anzahl Briefe, durch die der Einwand der Unerfahrenheit des Pfarrers widerlegt werden sollte. In diesem Briefe erwies sich Pfarrer Wessel als außerordentlich geschäftslundiger und bedachtmelder Herr. Der Verteidiger des Angeklagten meinte, daß Pfarrer Wessel wohl nicht behaupten könne, er sei von dem Angeklagten zu Börsenspekulationsgeschäften verleitet. Aus dem ganzen Auftreten Pfarrer Wessels spreche vielmehr, um keinen scharferen Ausdruck zu gebrauchen, eine gewisse geschäftliche Geriebenheit. Man müsse erlauben darüber sein, wie ein geistlicher Herr sich in geschäftlichen Dingen so außerordentlich erfahren und gewandt zeige. — Das Gericht folgte den Ausführungen des Verteidigers, indem es den Angeklagten auch von diesem Punkt der Anklage freisprach, weil Pfarrer Wessel auf das Gericht den Eindruck eines sehr intelligenten und geschäftsgewandten Mannes gemacht habe, der in den in Frage stehenden Dingen keineswegs unerfahren sei. Ein spekulierender Pfarrer sei zwar kein Novum, aber immerhin doch eine Seltenheit, auf die besonders hingewiesen zu werden verdient.“

Wie sagte doch Heinrich Heine: Sie predigen öffentlich Wasser und saufen heimlich Wein!

### Eine Verzweiflungstat.

In der Müllerstraße 138 erregte gestern die Tat eines Schwerkranken großes Aufsehen. Der seit langer Zeit schwer lungenkranke Schlosser Dietwald griff zum Revolver, um seinem Leben ein freiwilliges Ende zu machen in der Zeit, da die Mutter abwesend war. Als diese heimkehrte und den toten Sohn sah, griff sie gleichfalls zum Revolver, um auch ihrem Leben ein Ziel zu setzen. Sie wurde aber von einem im Hause wohnenden Arbeiter Gehilfen an der Ausführung gehindert. Dieser entriß der Frau die Waffe, wobei sie sich entsetzt und die Augen über die Hand ging. Gehilfe hat erst nach langer Arbeitslosigkeit dieser Tage Arbeit angetreten. Die Leiche des Schlossers Dietwald wurde nach dem Schauhaufe gebracht.

Auf Handwagen und Dreiräder abgesehen hatten es drei Leute, welche sich auf die Lauer legten, wenn Wagen und Räder kurze Zeit unbeaufsichtigt blieben. Die Vurschen waren so gerieben, daß sie sich gegenseitig in der Weise deckten, daß sie den Verstoßenen, der den mit dem Rade oder dem Handwagen davonreitenden eilfertig folgten, an dieser Verfolgung hinderten, indem sie ihn zu Fall brachten oder gar im Handumdrehen eine Schlägerei veranstalteten. Es sind drei Brüder Neumann, die von der Kriminalpolizei nach und nach als Spießhüben festgenommen wurden. — Festgenommen wurden drei Einbrecher, die es auf Wohnungen von Gast- und Schankwirtschaften abgesehen hatten. Zwei junge Leute, Söhne adäquater Eltern, die aus der Provinz nach Berlin gekommen waren, wurden von einem alten, vielfach vorbestraften Sünder erworben, um die Einbrüche auszuführen, bis sie erwischt und eingesperrt wurden.

Ueberrfahren und schwer verletzt wurde gestern nachmittags gegen 4 Uhr in der Fildinsstraße der sechsjährige Sohn Alfred der Witwe Heller, Fildinsstr. 34 wohnhaft. Der Knabe wollte den Fahrbaum überschreiten und überfah dabei das Herannahen einer Kraftdrosche. Ehe der Chauffeur den Wagen zum Stehen bringen konnte, wurde der Junge von der Drosche zu Boden geschleudert und überfahren. In schwerverletztem Zustande brachte man den Knaben nach dem Urbanerkrankenhaus.

## Zur Lohnbewegung der Brauereiarbeiter.

In einer von über 5000 Personen besuchten Versammlung in der „Neuen Welt“ nahmen die Brauereiarbeiter Stellung zu dem von der Lohnkommission ausgearbeiteten Entwurf. Ein einstündiger Rede begründete Hodapp, Brauereiarbeiterverband, die einzelnen Positionen. So bedeutet es einen Fortschritt, daß nach dem Prinzip, für gleiche Arbeit gleichen Lohn, Mindestlöhne in Höhe von 40 M. für Gelehrte und an deren Stellen beschäftigte Hilfsarbeiter gegahlt werden sollen. Bei Erbringung dieser gerechten Forderung kämen folgende Kategorien in Betracht: Brauer und an deren Stelle beschäftigte Hilfsarbeiter, Wütcher, Handwerker und an deren Stelle beschäftigte Hilfsarbeiter. Eine Regelung erfahren auch die Löhne der im Flaschenkeller Beschäftigten wie auch eine Reihe anderer Kategorien, wie Fassbinder, Flaschenbierfahrer, Miffahrer, Chauffeure usw. Die Erhöhungen bewegen sich zwischen 2,50 M. bis 8,50 M. Die Arbeitszeit soll durchweg 8 Stunden betragen. Bei den verschiedensten Kategorien ausgeführt, in 8 1/2 Stunden, in 3 Kolonnen a 8 Stunden, in 10 Stunden usw.

In den allgemeinen Bestimmungen für das Fahrpersonal wird gefordert, daß an Sonn- und Feiertagen das Ausfahren von Bier, Reinigen von Pferdegeschirren, Wagen, Automobilen usw. nicht gestattet werden darf.

Im § 9 Abs. 2 der allgemeinen Bestimmungen wird gefordert, daß ein Arbeitnehmer nicht mehr wie drei Ueberstunden pro Woche leisten darf. Der § 11 fordert die gänzliche Abschaffung der Akkordarbeit. Eine weitere Regelung soll der Hausurlaub und der Urlaub erfahren. Verbesserungen, von denen nur zu wünschen wäre, daß sie getreu dem Wortlaut im Entwurf von den Unternehmern akzeptiert würden.

In der lebhaften Diskussion erfuhr der Entwurf zum Teil herbe Kritik, denn verschiedenen erschienen die Forderungen nicht weitgehend genug. Andere äußerten sich dagegen wieder in zustimmendem Sinne.

Nach einem markigen Schlusswort Hodapps fand der Entwurf einstimmige Zustimmung.

## Spiel und Sport.

### Olympische Spiele und Arbeitersport.

Zur Ablehnung der 200 000 M. zur Unterstützung der Olympischen Spiele im Jahre 1916 durch die Budgetkommission des Reichstages schreibt die „Arbeiter-Turnzeitung“:

Nach der ersten Besprechung erhob sich dann in der gesamten bürgerlichen Presse ein gewaltiges Beschlagen, und heisse Protestsitierungen wurden verlesen und des geschädigten deutschen Ansehens. Doch aber das deutsche Ansehen durch die brutale Unterdrückung der Arbeitersportbewegung weit mehr geschädigt worden ist, darüber schweigen die eifrigen Schmöds in sieben Sprachen.

Es mag den Herrschaften verdammt unangenehm sein, wenn die preußisch-deutsche Kulturschande durch den Beschluß der Budgetkommission im Ausland bekannt wird. Wir aber begrüßen den Beschluß gerade aus diesem Grunde. Es wird keinen ehelichen Ausländer geben, der es der deutschen Arbeiterschaft verargt, wenn sie angesichts der ihr angetanen Schmach dem bürgerlichen Sport jeden Pfennig Unterstützung verweigert. Der politisch freie Ausländer wird nur mit einem Gefühl des Mitleids Kenntnis von dem kulturschänderischen Wüten der deutschen Reaktion nehmen. Das Ausland soll dann aber auch wissen, daß unser Vürgertum um keinen Deut besser ist als die Volkseindemte, die mit brutalen Häufen die Arbeitersportbewegung erdroffeln lassen. Das deutsche Vürgertum trägt gerade die Schuld an diesen Zuständen, es verlangt vom regierenden Junkertum diese Schergenarbeit gegen die Arbeitersportbewegung und brüllt zu den brutalsten Akten am lautesten Beifall. Deshalb richtet sich die Ablehnung durch die Sozialdemokraten auch mit voller Absicht gegen den bürgerlichen Sport und der mit ihm verbündeten Deutschen Turnerschaft. Wenn auch die sportlichen Organisationen bisher das System der politischen Demunziation nicht gegen die Arbeitersportbewegung angewendet haben, wenigstens nicht in dem Maße, wie die politisch verkommene Deutsche Turnerschaft, so haben sie aber auch nicht einen Finger gerührt, um dem Wüten der Reaktion Einhalt zu tun. Solange der bürgerliche Sport im Schlepptau der politischen Reaktion verbleibt, wird er von der Arbeiterschaft keine Unterstützung erwarten können, mag er seine politische Neutralität auch noch so laut beteuern.

Und der „Arbeiter-Radfahrer“ schreibt: Ueber die internationalen Olympischen Spiele 1916“ wird demnächst auch im Reichstage debattiert werden. Die Veranstaltung ist den Deutschen übertragen worden und der Deutsche Reichsausschuß für Olympische Spiele verlangt nun von der deutschen Regierung 200 000 M. Unterstützung. Die Debatte hierüber wird auch für die Arbeiter-Sportorganisationen von Bedeutung sein, denn selbstverständlich werden die Vertreter der Arbeiter diese Gelegenheit benutzen, vor aller Welt antragend kundzugeben, wie in Deutschland von den Nachhabern die Arbeiter-Sportvereinigungen bedrückt und ischaniert werden.

Selbstverständlich wird die 6. Olympiade in Berlin ein großer Hurrarummel. Die Sportleute, die aus allen Ländern nach Deutschland kommen werden, um an den sportlichen Wettkämpfen teilzunehmen, gewinnen sicherlich die Ueberzeugung, daß die Deutschen von Ausländern wohl in ihren sportlichen, aber niemals in ihren byzantinischen Leistungen übertroffen werden können.

Die Olympischen Spiele 1916 haben jetzt schon eine außerordentlich „legendäre“ Wirkung für die bürgerlichen Sportverbände, denn überall tritt die Absicht zutage, die Staats- und Gemeindefassen zu attackieren, um den bürgerlichen Sportvereinigungen die Mittel zu verschaffen, Olympiasieger auszubilden zu können. Die Olympiasiegerzucht ist nämlich ein sehr kostspieliges Geschäft und darum ist es erklärlich, daß die olympische Begeisterung zurzeit in der Hauptsache bei Tängen um das goldene Kalb in Erscheinung tritt.

### Patriotische Kuderer.

Patriotische Kuderer, die dem Deutschen Kudererverband angehören, hielten am Freitag eine Kaisergeburtstagsfeier ab, wobei 20 Auszeichnungen des Reichsausschusses für Olympische Spiele verteilt wurden.

### Das Sechstagerennen

in den Ausstellungshallen am Zoo findet nicht statt. Die Direktion der Ausstellungshallen am Zoologischen Garten gibt bekannt, daß die zwischen ihr und den Vertretern des Kultusministeriums geführten Verhandlungen zwecks Veranstaltung eines Sechstagerennens gescheitert sind. In einer am Freitag stattgefundenen Sitzung entschied sich der größte Teil der Anwesenden für die Abhaltung des Rennens, aber der Vertreter des Ministeriums gab die Erklärung ab, daß das Ministerium das Rennen nicht genehmigen werde. Das Kultusministerium ist Eigentümer des Grund und Bodens der Ausstellungshallen und begründet seinen Einspruch hauptsächlich damit, daß durch die Veranstaltung des Rennens der Gottesdienst in der benachbarten Kaiser-Wilhelm-Gedächtnis-Kirche eine Störung erleiden würde.

### Fußballresultate.

Friedrichsfelde gegen Jung-Stralau 7:1 für Jung-Stralau. — Fichte 8 gegen Freie Sportvereingung 2:2. — Fichte 1 gegen Fichte 6 3:0 für Fichte 1. — Fichte 7 gegen Fichte 10 5:3 für Fichte 10. — Fichte 5 gegen Bernau 4:2 für Bernau. — Fichte 4 gegen Reinickendorf 3:2 für Fichte 4. — Reubellus gegen Fichte 17 4:3 für Reubellus. — Vorwärts gegen Borussia 4:3 für Borussia. — Spandau gegen Kummelsburg 5:3 für Kummelsburg. — Germania gegen Schöneberg 11:0 für Schöneberg. — Victoria gegen Charlottenburg 5:1 für Charlottenburg. — Victoria gegen Fichte 12 6:3 für Fichte 12. — Merkur gegen Eiche-Zegel 5:1 für Merkur. — Kummelsburg gegen Oberspre 4:2 für Oberspre. — Sperber gegen Sportklub Weihensee 6:5 für Weihensee. — Eiche-Zegel gegen Charlottenburg, von Eiche kampfslos gewonnen. — Charlottenburg gegen Adler 10:0 für Adler. — R. V. E. 2. Mannschaft gegen Hertha 3. Mannschaft 5:1 für R. V. E. — Freie Sportvereingung gegen Sportklub Mahlsdorf 4:1 für Sportvereingung. — Fichte 18 gegen Adler abgebrochen. — Neutölln gegen Bris-Vorwärts 2:1 für Neutölln. — Vantusch gegen Wilmersdorf 6:1 für Wilmersdorf. — Tempelhof gegen Rapid 5:0 für Rapid. — Fichte 9 gegen Belten 4:0 für Fichte 9. — Waldmannslust gegen Fichte 18 1:1. — R. V. E. alte Herrenmannschaft gegen Freien Fichten 2:1 für R. V. E. — Fichte 2 gegen Wilmersdorf 11:0 für Wilmersdorf. — V. f. A. gegen Küstig-Vorwärts 9:0 für Küstig-Vorwärts. — V. f. W. gegen Johannisthal 4:3 für Johannisthal. — Tempelhof gegen Victoria 4:3 für Tempelhof. — Fichte 17 gegen Hertha 2. Mannschaft 7:1 für Hertha. — Weihensee gegen Germania 6:0 für Weihensee.

### Sozialdemokratischer Wahlverein I. d. Berl. Reichstags-Wahlkreis.

Am Freitag, den 30. Januar, starb an den Folgen eines Schlaganfalles der Genosse Bezirksleiter

### Karl Hildebrandt.

Republikaner Straße 64, Bezirk 184, 7. Abteilung.

### Ehre seinem Andenken!

Die Beerdigung findet am Dienstag, den 3. Februar, nachmittags 3 1/2 Uhr, von der Halle des hiesigen Friedhofes in Friedrichsfelde statt.

Um rege Beteiligung erucht Der Vorstand.

### Sozialdemokratischer Wahlverein Neukölln.

Am 31. Januar verstarb unsere Parteigenossin

### Anna Marquardt,

Leinestr. 50, 16. Bezirk.

### Ehre ihrem Andenken!

Die Beerdigung findet am Dienstag, den 3. Febr., von der Leichenhalle des Jakobikirchhofes, Hermannstraße, aus statt.

Um zahlreiche Beteiligung erucht Der Vorstand.